

# ORIENTIERUNG

Nr. 20 61. Jahrgang Zürich, 31. Oktober 1997

**V**OR DEM MAHNMAL IM ehemaligen Internierungslager Drancy (im Département Seine-Saint-Denis) verlas am 30. September 1997 Mgr. Olivier de Berranger, Bischof von Saint-Denis, eine von der französischen Bischofskonferenz verabschiedete Erklärung, in der die «Kirche Frankreichs» ihre Schuld wegen ihrer Haltung gegenüber den Juden während der deutschen Besetzung (1940 bis 1944) bekennt. Ort und Zeitpunkt für die Veröffentlichung dieses Schuldbekenntnisses sind nicht ohne Belang. Noch in der gleichen Woche, am 3. Oktober nämlich, jährte sich zum 57. Male der Tag, an dem im Jahre 1940 die französische Regierung unter Marschall Pétain in Vichy ihr erstes, gegen die Juden gerichtetes Rassengesetz (*statut de juifs*) erließ. Des weiteren war das Internierungslager Drancy für die Mehrheit der rund 76000 während der Jahre 1942 bis 1944 aus Frankreich in das Vernichtungslager Auschwitz verschleppten Juden Ausgangspunkt oder Durchgangsstation ihrer Deportation.<sup>1</sup>

## Drancy im Herbst 1997

Im ersten Teil ihres Schuldbekenntnisses erinnern die Bischöfe an den 3. Oktober als das Datum, an dem die Vichy-Regierung 1940 ihr erstes Gesetz gegen die Juden erlassen hat, um dann fortzufahren: «Für die Kirche Frankreichs ist die Zeit gekommen, ihre eigene Geschichte einer kritischen Prüfung zu unterwerfen, und dabei ohne Zögern die von ihr begangenen Fehler zu gestehen und dafür Gott und die Menschen um Verzeihung zu bitten.» Schritt für Schritt faßt der Text dann die wesentlichen Vorgänge von der Niederlage Frankreichs 1940 bis zu seiner Befreiung 1944 zusammen, und beschreibt in diesem Rahmen die Äußerungen, Handlungen und Unterlassungen der kirchlichen Hierarchie: «Im Februar 1941 befanden sich ungefähr 40000 Juden in französischen Internierungslagern. Zu einem Zeitpunkt, als das Land von der Niederlage zu Boden gestreckt dalag, betrachtete es die kirchliche Hierarchie als ihre erste Aufgabe, die ungehinderte Ausübung der Gottesdienste zu sichern, die kirchlichen Einrichtungen zu stärken und die Gläubigen zu schützen. Diesen an sich berechtigten Zielen gab sie eine absolute Priorität und verdrängte damit die biblische Forderung, daß jeder Mensch als Bild Gottes Achtung genießt.» Die Erklärung geht aber über diese Beschreibung noch einen Schritt hinaus, wenn sie feststellt, daß die Position der Hierarchie nicht nur Ausdruck eines ungenügenden Verständnisses dessen war, was die Aufgabe der Kirche sei, sondern daß die Hierarchie gleichzeitig blind gegenüber dem war, was den Kern der damaligen politischen und gesellschaftlichen Konflikte ausmachte. Damit habe sie die berechtigten Erwartungen der Christen und vieler Nichtchristen enttäuscht, die ein Wort der Unterscheidung vonseiten der Kirche erwartet hätten. Diese Analyse wird im Hauptteil des Schuldbekenntnisses der Kirche Schritt für Schritt vertieft. Deshalb wird zuerst einmal nach der Verantwortlichkeit der damals handelnden Mitglieder der kirchlichen Hierarchie gefragt. Es wird festgestellt, daß einmal bei der Mehrheit des Episkopats eine Loyalität gegenüber der Vichy-Regierung und dem «Staat der nationalen Revolution» bestand, die weit über das hinausging, was die traditionelle Lehre über die Gehorsamspflicht des Christen gegenüber seinem Staat vorsah, daß es vielfach an persönlichem Freimut der Bischöfe gefehlt hat und daß die kirchlichen Amtsträger die Situation politisch falsch beurteilten, weil sie ihre Einflußmöglichkeiten in der damaligen Lage, in der sie vielfach als einzige unter den gesellschaftlichen Kräften ihre Stimme erheben konnten, unterschätzt haben. Darüber hinaus hätten die Bischöfe durch ihr Stillschweigen schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen gegenüber Juden, seien sie nun französische Staatsbürger, Ausländer oder Staatenlose gewesen, in Kauf genommen und so «einem tödlichen Räderwerk freien Lauf gelassen». Der Hauptteil der Erklärung bleibt aber nicht bei einem historischen Rückblick stehen. Vielmehr wird alles Gewicht darauf gelegt, danach zu fragen, was Unterlassungen und Fehler von Menschen einer früheren Generation für die Kirche heute bedeuten können: «Es steht uns nicht an, als Richter über Personen und ihre Gewissensentscheidungen der damaligen Zeit aufzutreten, wir selber tragen keine Schuld an dem, was damals

### FRANKREICH

**Drancy im Herbst 1997:** Ein Schuldbekenntnis der Kirche Frankreichs – Das Schweigen angesichts der Rassengesetze (1940) der Vichy-Regierung – Ein unzureichendes Kirchenverständnis – Eine falsche Einschätzung politischer Handlungsmöglichkeiten – Die religiösen Gründe für das Schweigen der Kirche – Die Tradition des Antijudaismus als Element der kirchlichen Doktrin – Eine neue Beziehung zur Vergangenheit. *Nikolaus Klein*

### ROMAN

«... beteiligt am Attentat auf Hitler. Hingerichtet.» Zu einer Erzählung von *Fred Uhlman* über ein deutsch-jüdisches Schicksal – Die Nachkommen der Täter melden sich bei einem überlebenden Opfer – Der wiedergefundene Freund – Die Geschichte einer großen Sehnsucht – Anleitung zum «Erwachen» – Die Geschichte einer Freundschaft zweier Jugendlicher – Politik als Welt für Erwachsene – Hohenfels und Hitler – Kein Platz im Land von Goethe und Schiller. *Andreas Batlogg, Innsbruck*

### OSTEUROPA

**Evangelische Theologie in Litauen:** Das Theologische Zentrum der Universität *Klaipeda* – Ausbildungsstätte für zukünftige Pfarrer und andere kirchliche Mitarbeiter – Organisation des Lehrbetriebes – Historischer Hintergrund und aktuelle Lage – Neue Herausforderungen für die Kirchen – Ausländische Hilfe bleibt notwendig – Mühsamer Aufbau eines regulären Studienbetriebes – Die Anforderungen einer staatlichen Universität – Spannungen zwischen den Generationen. *Ulrich Schoenborn, Marburg*

### PORTRÄT/ZEITGESCHICHTE

**Der Straßburger Bischof Léon-Arthur Elchinger:** Mütterlicherseits von jansenistischem Gedankengut geprägt – Krise des Glaubens und Suche nach einem lebensnahen Gott – Der Stellenwert der persönlichen Gewissensentscheidung – Innovatorische Beiträge in der Jugendkatechese – Als Bischofskoadjutor Konzilsvater – Verbindungsmann zwischen französischer und deutscher Bischofskonferenz – Einflußreiche Interventionen während der Konzilsdebatten – Das theologische und pastorale Grundanliegen Elchingers. *Klaus Wittstadt, Würzburg*

### MODERNE/THEOLOGIE

**Ein Katholizismus, zu dem man sich bekehrt?** **Hugo Ball** (1886 – 1927) und die Kritik der Moderne – Kurze dadaistische Lebensphase – Die Suche nach einem Dritten – Eine grundlegende Revision deutscher Tradition – Zur Kritik der deutschen Intelligenz – Asketismus als geschichtsphilosophische Position. *Christine Funk, Bonn*

geschehen ist. Dennoch stehen wir in einem Zusammenhang der Verantwortung, denn es ist unsere Kirche. Und wir sehen uns heute von der Sache her zu der Feststellung verpflichtet, daß in einer übertriebenen Weise eng verstandene kirchliche Interessen die Forderungen des Gewissens zurücktreten ließen. Und wir müssen uns fragen, wie das möglich war.

Neben den geschichtlich wirksam gewordenen Umständen, die wir erwähnt haben, müssen wir eigens nach den religiösen Gründen einer solchen Blindheit fragen. Welches war der Einfluß eines Jahrhunderts alten Antijudaismus? Warum hat in den Auseinandersetzungen darüber, von denen wir wissen, daß sie stattgefunden haben, die Kirche nicht auf die Stimmen einiger ihrer besten Glieder gehört? Bereits vor dem Krieg hatte Jacques Maritain in einer Reihe von Artikeln und öffentlichen Vorträgen sich darum bemüht, den Christen einen anderen Blick auf das jüdische Volk zu eröffnen. Auch warnte er sie nachdrücklich vor der Perversität des damals aufbrechenden Antisemitismus. Unmittelbar vor dem Krieg legte Mgr. Sallège den Katholiken des 20. Jahrhunderts nahe, mehr auf die Lehräußerungen Pius'

XI. als auf die Innozenz' III. im 13. Jahrhundert zu hören. Während des Krieges haben Exegeten und Theologen in Lyon und Paris in prophetischer Weise an die jüdischen Wurzeln des Christentums erinnert, indem sie hervorhoben, daß die Wurzel Jesse in Israel erblüht war, daß Altes und Neues Testament unauflöslich miteinander verknüpft sind, daß Maria, Jesus von Nazareth und die Apostel Juden waren und daß das Christentum vom Judentum auf gleiche Weise abhängig ist wie der Ast vom Stamm, auf dem er wächst. Leider wurden diese Stimmen kaum gehört.»

### Die Tradition des Antijudaismus

Wenn hier die Erklärung von den «prophetischen Stimmen» einzelner Christen spricht, so werden deren Äußerungen und Handlungen als authentisches, wenn auch kaum wahrgenommenes Zeugnis des Evangeliums qualifiziert. In gleichem Sinne ist auch die lange Passage im zweiten Teil der Erklärung zu verstehen, in der die wenigen öffentlichen Proteste einzelner Bischöfe, das Engagement von Laien und Ordensleuten, die Juden vor der drohenden Deportation zu retten versuchten, und die intellektuelle Auseinandersetzung erwähnt werden, wie sie in den «Cahiers de Témoignage chrétien» geführt wurde. Auf dem Hintergrund dieser evozierten Erinnerungen gewinnt das theologische Urteil, das die Erklärung über das Verhalten der Hierarchie ausspricht, sein eigentliches Gewicht: «Wie gewichtig auch immer der Einfluß sozialer, politischer, kultureller und ökonomischer Faktoren auf dem langen Weg des Unverständnisses (*incompréhension*) und des Gegensatzes (*antagonisme*) gegenüber dem Judentum gewesen sein mag, der Grund der Auseinandersetzung ist religiöser Art. Nach dem Urteil der Historiker ist es eine hinreichend bewiesene Tatsache, daß während Jahrhunderten bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil unter den Christen eine antijudaistische Tradition vorherrschend war. Auf verschiedenen Ebenen bestimmte sie die Lehre und den Unterricht der Christen, die Theologie und die Apologetik, die Verkündigung und die Liturgie. Auf diesem Boden blühte die verderbliche Pflanze des Hasses gegen die Juden. Es ist ein schwieriges Erbe mit Folgen, die nur mühsam auszulöschen sind – bis in unser Jahrhundert. Die Verletzungen sind deshalb immer noch spürbar.»

Aus diesem Befund wird in der Erklärung die Schlußfolgerung gezogen, daß Bischöfe und kirchliche Amtsträger in dem Maße verantwortlich sind und deshalb schuldig geworden sind, wie sie über Jahrhunderte durch die kirchliche Verkündigung die Verachtung gegenüber den Juden (*enseignement de mépris*) gefördert haben, wie sie dadurch religiöse Haltungen und Einstellungen möglich gemacht haben, die die Menschen dem Evangelium und ihrem Gewissen gegenüber entfremdet haben. Auch wenn gleichzeitig ausdrücklich antisemitische Positionen als unchristlich abgelehnt worden seien, hätte dies den gelebten und verkündeten Antijudaismus in der Kirche nicht in Frage gestellt. Als Folge dieser Tradition seien die einzelnen Christen nicht hinreichend vorbereitet gewesen, dem nationalsozialistischen Antisemitismus zu widerstehen.

Die weitreichenden Folgen dieser Feststellung in der Erklärung sind nicht zu übersehen. Die Erklärung macht dies selber noch einmal gegen Ende deutlich, wenn dort festgestellt wird, daß durch das Schweigen der Mehrheit der Verantwortlichen in der Kirche sie ihrer Sendung nicht gerecht geworden ist: «Heute bekennen wir, daß dieses Schweigen ein Vergehen war. Außerdem erkennen wir an, daß die Kirche in Frankreich dadurch ihrem Auftrag, einen angemessenen Beitrag zur Gewissensbildung zu leisten, nicht gerecht geworden ist. Deshalb trägt sie auch Mitverantwortung für die Gläubigen, die keine Hilfe geleistet haben, als Proteste und Rettungsmaßnahmen noch möglich und wirksam waren, mag auch erst spät von vielen mutig gehandelt worden sein. Dies gestehen wir heute ein. Denn dieses Fehlverhalten der Kirche Frankreichs und die daraus folgende Verantwortung gegenüber dem jüdischen Volk haften ihr unaus-



## Notre-Dame de la Route

So 30. November (18.00) bis Sa 6. Dezember (13.00)  
Werkwoche

### Ich suche Gott

Leiterin: Andrea Dicht

Sa 6. Dezember (10.30) bis So 7. Dezember (16.00)  
Bibelwochenende

### Wunder im Neuen Testament

«Hüte Dich, jemandem etwas davon  
zu sagen» (Mk 2,44) – Kein Zauberkünstler  
Leiter: Dr. Hermann Venetz

So 7. Dezember (18.00) bis So 14. Dezember (13.00)  
Exerzitien

### Im Advent

«Aber das Herz ist eine ausgesockte Taube»  
Ignatianische Einzelexerzitien mit Bildbetrachtung  
und meditativem Tanz  
Leiter: Gisela Osterholt, Hubert Holzer SJ

So 21. Dezember (18.00) bis Do 25. Dezember (16.00)  
Weihnachten in Gemeinschaft

### Erschienen ist die Menschlichkeit Gottes

Leiter: Marcel Boeglin SJ, Annemarie und Maria Spirig

Di 30. Dezember (18.00) bis Fr 2. Januar (13.00)

### Start ins neue Jahr

Leiter: H.-R. Kleiber SJ, St. Rothlin SJ, Ch. Rutishauser SJ

Für weitere Auskünfte sind ausführliche Informationsblätter erhältlich: Sekretariat **Notre-Dame de la Route**, 17, chemin des Eaux-Vives, CH-1752 Villars-sur-Glâne, Tel. 026 409 75 00, Fax 026 409 75 01

löschlich an. Wir bekennen diese Schuld. Wir bitten Gott um Vergebung und bitten das jüdische Volk, daß es unser Schuldbekenntnis hört.»

Mit dieser Erklärung haben die französischen Bischöfe im Unterschied zu andern Schuldbekenntnissen als erste, nicht nur die Schuld einzelner Christen eingestanden, sondern die Kirche in ihrer Verkündigung als verantwortliche anerkannt. Auf gleiche Weise deutlich spricht sie von ihrer Rolle im Frankreich der Vichy-Regierung, über die der Kirchenhistoriker Etienne Fouilloux feststellt, daß sie mehr als ein bloßes Zweckbündnis (*ralliement*) gewesen sei. Sie sei wirklich eine Osmose gewesen.

Nikolaus Klein

<sup>1</sup>Von den 76000 nach Auschwitz deportierten Juden haben nur 2500 überlebt (ungefähr 3 Prozent). Mit den 3000, die in den verschiedenen Internierungslagern noch vor der Deportation vor allem im Winter 1941/42 starben, den rund 1000, die schon in Frankreich getötet wurden, sind es rund 80000 französische oder in Frankreich festgenommene Juden, die Opfer der Shoah wurden. Dies macht ein Viertel der damaligen jüdischen Bevölkerung Frankreichs aus. Bei ungefähr 85 Prozent der Festnahmen waren französische Polizeibeamte tätig. Vgl. André Kaspi, *Les Juifs pendant l'Occupation*. Seuil, Paris 1991.

## «... beteiligt am Attentat auf Hitler. *Hingerichtet.*»

Zu einer Erzählung über ein deutsch-jüdisches Schicksal<sup>1</sup>

Das Finale könnte überraschender nicht sein: Über dreißig Jahre nach dem Desaster des «Tausendjährigen Reichs» erreicht den in New York ansässigen Anwalt Hans Schwarz ein Spendenaufruf aus Deutschland. Absender ist das Karl-Alexander-Gymnasium in Stuttgart, das um einen Obolus für eine Gedenktafel mit den Namen der im Zweiten Weltkrieg gefallenen Schüler bittet. Hans Schwarz, kurz vor Weihnachten 1933, elf Monate nach der sogenannten Machtergreifung Hitlers, nach Amerika emigriert – er, der Jude, der gehen mußte, soll für Mitschüler spenden; die auf der anderen Seite gestanden, die für die vermeintlich gute Sache gekämpft haben! «Was», fragt er irritiert, «brauchte ich mich um *ihren* Tod zu kümmern: Ich hatte nichts mit ihnen zu tun, absolut nichts. Dieses Stück von mir hatte es nie gegeben, diese siebzehn Jahre hatte ich aus meinem Leben getilgt, ohne sie um irgend etwas zu bitten. Und nun baten sie mich, *mich* um eine Spende.» (113) Die Nachkommen der Täter, der Mitläufer, der Voyeure des Untergangs melden sich bei einem Opfer: Ironie der Geschichte oder deutsche Präzisionsarbeit?

Der Brief wühlt auf. Das Lebensgefüge des erfolgreichen Anwalts beginnt zu wanken: «Meine Wunden sind nicht verheilt, und die Erinnerung an Deutschland reibt Salz in sie hinein.» (112) Seitdem er Deutschland verlassen hat, ist alle Leidenschaft dahin. Ganze zwei kurze Kapitel der Erzählung genügen, um mehr als drei Jahrzehnte Amerika zu schildern. Das obligatorische Jura-Studium in Harvard ist das Ergebnis des Drucks der Verwandten, die im Dichten keinen Brotberuf sehen. Die Karriere ist vorgezeichnet: Mit fünfundzwanzig Rechtsanwalt, Heirat, ein Kind, Anwaltsbüro, Appartement mit Blick auf den Central Park, mehrere Autos, Landsitz, Mitglied in jüdischen Clubs – Attribute eines «etablierten» Lebens, gleichsam wie Trophäen aufgezählt. Aber Passion ist da nicht zu spüren. Frau und Kind bleiben namenlos, sie sind nur beiläufig erwähnt, haben keine Bedeutung für das, was wirklich zählt, was einen Namen hat. Denn niemand und nichts in seinem ganzen bisherigen Leben hat ihn mehr bewegt als die Freundschaft mit Konradin von Hohenfels. Hans Schwarz hat sich in eine Fassadenwelt gegeben, um (über-)leben, um *damit* leben zu können: «Im Innersten meines Herzens halte ich mich für einen Versager.» (109)

<sup>1</sup>Fred Uhlman, *Der wiedergefundene Freund*. Erzählung. Mit einem Vorwort von Arthur Koestler. Aus dem Englischen von Felix Berner. Diogenes Verlag, Zürich 1997, 116 Seiten, Fr. 29.90.

Die Erklärung der französischen Bischöfe wurde in *Le Monde* vom 1. Oktober 1997 (S. 19) veröffentlicht. Zur Geschichte Vichy und französische Kirche vgl. Michael R. Marrus, *French Churches and the Persecution of Jews in France, 1940 – 1944*, in: Ders., Hrsg., *The Nazi Holocaust*. Vol. VIII. *Bystanders to the Holocaust*. Part 3, Meckler, Westport und London 1989, S. 1284 – 1305; François und Renée Bédarida, *L'Église catholique sous Vichy: une mémoire trouble*, in: *Esprit* 61 (Mai 1992) S. 52 – 66; René Rémond, *L'Église de France dans les années de l'Occupation* in: *Études* 77 (1992) II, S. 203 – 213; Étienne Fouilloux, *Paradossi del cattolicesimo francese (1940 – 1945)*, in: *Cristianesimo nella storia* 17 (1996) S. 95 – 119; Ders., *Les Chrétiens français entre crise et libération, 1937 bis 1947*. Seuil, Paris 1997.

Bisherige wichtige Erklärungen der französischen Bischöfe über die Beziehung von Juden und Christen finden sich in: Marie-Thérèse Hoch, Bernard Dupuy, Hrsg., *Les Églises devant le Judaïsme*. Documents officiels 1948 – 1978. Cerf, Paris 1980, S. 163 – 182; zuletzt: *Lire l'Ancien Testament* (14. Mai 1997) in: *Documentation catholique* vom 6. Juli 1997, S. 626 – 635. Ein theologischer Kommentar vgl. David M. Neuhaus, *L'idéologie judéo-chrétienne et le dialogue juifs-chrétiens*, in: *Recherches de science religieuse* 85 (1997) 2, S. 249 – 276.

Zur Erklärung von Drancy vgl. auch das Interview mit Henri Hajdenberg (Vorsitzender des Rates der jüdischen Gemeinden in Frankreich, CRIF), Pater Jean Dujardin (Sekretär der bischöflichen Kommission für die Beziehung zum Judentum) und Weihbischof Jean-Michel Di Falco (Paris) in: *L'Express* vom 2. Oktober 1997, S. 32f.

«Vergangenheitsbewältigung» erweist sich mit einem Schlag als untaugliche Phrase, als sich selbst verordnete Vorgabe ohne Aussicht auf Erdung. Was vergessen, verdrängt, «bewältigt» schien, ist auf subtile Weise wieder da. Ein Stück Geschichte, «aus meinem Leben getilgt» (113), wird im Nu wieder lebendig. Es arbeitet im Kopf von Hans Schwarz. Es hilft nichts, daß er sich Gedanken und Gefühle verbietet. Ganz langsam, beinahe paralyisiert, schaut er auf die Liste. Vierhundert ehemalige Schüler sind genannt, darunter 26 der 46 Klassenkameraden. Mit einigen Namen verbindet der Angefragte Gesichter. Andere sind als Tote genauso gesichtslos, wie sie es als Lebende gewesen sind. Von den einen schießt ihm durch den Kopf: «Er tat mir leid» oder «Armer Junge» (114), von anderen sagt er ohne Zögern: «Ja, sie verdienten den Tod – *wenn* ihn jemand verdiente.» (115)

### Der wiedergefundene Freund

Von den 26 Buchstaben des Alphabets wird jedoch einer penibel ausgespart: H. An der allerletzten Seite der Erzählung angelangt, weiß jede Leserin und jeder Leser, warum. Die alphabetische Ordnung von Hans Schwarz *muß* sich weigern, den Buchstaben H in diesem Moment zu sichten. Denn die Drucksache aus der baden-württembergischen Landeshauptstadt – «diese Erscheinung aus dem Totenreich der verschütteten Vergangenheit» (15) – macht zur emotionsgeladenen Gegenwart, was für ausradiert galt oder mindestens zur «verschütteten Vergangenheit» erklärt worden war: «Aufgedrängt hatte sie sich, und nun störte sie meinen Seelenfrieden und wühlte auf, was ich aus Herzensgrund hatte vergessen wollen.» (115f.) Hier begegnet ein Schutzreflex, der imprägnieren soll gegen die Trauer. Denn Hans Schwarz hat niemals vergessen *können*: jenen Menschen, der ihn wie kein zweiter beeindruckt hat. Es nützt nichts: Keine Ablenkung gelingt, die Flucht in die Arbeit will nicht funktionieren. «Und immer noch konnte ich mich weder dem Bann entziehen noch mich überwinden, den Namen zu suchen, der mich verfolgte.» (116) Buchstäblich im letzten Augenblick, bevor er das Papier zerreißen würde, sucht er, «auf alles gefaßt», doch «zitternd» den einen Namen. Und liest: «von Hohenfels, Konradin, beteiligt am Attentat auf Hitler. *Hingerichtet.*» (116) Damit wird das Ende der Erzählung zum sprichwörtlichen Happy-ending. Darüber hinaus ist nichts zu sagen.

Hans Schwarz war mitnichten darauf gefaßt gewesen, den einstigen Jugendfreund, der der stille Begleiter durchs Leben gewor-

den war, den einzigen Menschen, «für den ich hätte sterben mögen» (26), unter denen zu wissen, die der Welt zeigten, daß Teile der deutschen Wehrmacht gegen Hitler standen. Konradin von Hohenfels unter den Verschwörern des 20. Juli 1944! Die knappe Notiz macht den verloren Geglauten wieder zum Freund: Er ist wiedergefunden. Im Grunde genommen war er nie weg. Konradin war immer der Freund geblieben. Nie war er dem anderen, dem Überlebenden, aus dem Kopf gegangen, noch weniger aus dem Herzen, wo er lebenslanges Wohnrecht besaß. Und doch war Konradin von Hohenfels per mentalem Dekret verbannt gewesen aus der Erinnerung.

### Die Geschichte einer großen Sehnsucht

«Der wiedergefundene Freund» ist die Geschichte einer großen Sehnsucht: Daß es möglich ist, einander zu finden, voneinander zu lernen fürs Leben, einander lebenslanglich verbunden zu bleiben, selbst wenn die Politik auseinanderbringt, vor eine artifizielle Alternative stellt und Fronten auferlegt, die ganz andere sind als selbstgewählte Demarkationslinien einer Lebensgeschichte. – Zugleich läßt sich da ein Schriftsteller in die eigene Seele blicken. Denn *Fred Uhlman* (1901–1985), Sohn einer jüdischen Familie in Württemberg, erzählt hier selbst erlebte und erlittene Lebensgeschichte, ein Emigrantenschicksal. Der studierte Jurist, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und zum Stab von *Kurt Schumacher* gehörend, flüchtet 1933 nach Frankreich und lebt später als Maler und Schriftsteller in Paris, Spanien und England. 1971 veröffentlicht er seine Erzählung unter dem Titel «Reunion» in den USA, wo sie begeistert aufgenommen wird und in der Folge in England, in den Niederlanden, Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark, Spanien, Portugal, Deutschland, Israel und Frankreich erscheint – und zum Klassiker avanciert. 1976 steuert *Arthur Koestler* ein kurzes Vorwort bei. Es bleibt lange uneingelöst: Denn obwohl dieser das Buch für ein «kleines Meisterwerk» hält und ihm prophezeit, daß es sich «auf die Dauer behaupten wird», obwohl es 1985 das meistverkaufte Taschenbuch in Frankreich ist, kann es sich rechts des Rheins nicht durchsetzen. Die deutsche Übersetzung (1985 bei der Deutschen Verlags-Anstalt, 1988 im Diogenes Verlag) findet nur mäßiges Echo. Diogenes hat nun – eine seltene verlegerische Maßnahme – das seinerzeitige Taschenbuch neu herausgebracht, als Hardcover. Damit setzt ein Verlag ein Signal: Es geht offenbar nicht nur darum, daß sich ein Buch «rechnet», wie eine ausschließlich an Absatz und Umsatz orientierte Marketingsprache sich ausdrückt, sondern daß es sich wirklich und wirksam durchsetzt. Das ist energisch zu wünschen.

### Anleitung zum «Erwachen»

Das belastete Wort «Männerfreundschaft» wird dieser Erzählung nicht gerecht. Es legt eine falsche Fährte. Da ist nichts Schwülstiges oder Zweideutiges, auch wenn Hans Schwarz und Konradin von Hohenfels auf ihren Spaziergängen und Erkundungsfahrten «fast wie ein junges Liebespaar» (36) daherkommen. Es geht um eine Freundschaft zweier sechzehnjähriger Jugendlicher in jenem Deutschland, das die Morgenröte des braunen Terrors erlebt. Ihre Verbindung kommt einem «Erwachen» gleich. Es ist, als sei für beide das Stichwort gefallen, das ein Signal zum Leben ausgibt. Zwei Schüchterne, Introvertierte, in ihrer Welt gefangen lebende Heranwachsende «tauen» sozusagen «auf». Doch die Politik macht vor dieser Freundschaft nicht Halt. Sie zerstört die fast noch kindliche Idylle und weist unbarmherzig in die Welt der Erwachsenen ein. Schritt für Schritt stellt der Ich-Erzähler Hans Schwarz den wichtigsten Menschen seines Lebens vor. Jede Einzelheit hat Bedeutung. Die Erzählung beginnt wie ein Protokollbericht: «Er trat im Februar 1932 in mein Leben. Seither hat er daran teil.» (11) Während einer Unterrichtsstunde wird vom Direktor ein neuer Schüler in die Klasse geführt, es ist – die Angabe erinnert an einen Geburtsschein – «drei Uhr nachmittags an einem

grauen, dunklen deutschen Wintertag, im Karl-Alexander-Gymnasium in Stuttgart, Württembergs berühmter Lateinschule, gegründet 1521, in dem Jahr, da Luther Karl V. gegenüberstand» (11f.). Der Neue wird angestarrt «wie ein Gespenst» (14). Nicht seine Selbstsicherheit oder sein aristokratisches Aussehen, sondern seine «Eleganz» heben den Neuen ab. Auch Hans «starrte auf den seltsamen Jungen, der fast genauso alt war wie ich, als käme er von einem anderen Stern» (17). Konradin von Hohenfels kommt tatsächlich aus einer anderen Welt. Und hier ist dem bisher von Privatlehrern unterrichteten Sprößling aus dem Hochadel, aufgewachsen in Griechenland, der Türkei und in Brasilien, wo sein Vater Botschafter gewesen war, alles fremd. «Hohenfels» ist ein Synonym für deutsche Geschichte. Sie reicht bis Kaiser Barbarossa zurück. Nicht nur Hans Schwarz, alle Mitschüler bleiben «in furchtsamer Distanz» (22), denn die «Hohenfels-Aura» macht «scheu und befangen» (21). Erste erfolglose Versuche einer Kontaktaufnahme machen die mit einem «von» im Namen. Dann unternimmt der «Kaviar-Klub» einen Anlauf, drei Jungen mit literarischen Ambitionen, die sich für die Elite der Klasse halten und Konradin für ihre Lesungen anwerben. Wieder Fehlanzeige. Jetzt ist Hans an der Reihe. Konradin entspricht seinem «romantischen Freundschaftsideal», dem «Verlangen nach völligem Vertrauen, nach Treue und Selbstaufopferung» (25). Bisher ist Hans ohne Freunde. Er ist überall dabei, aber er gehört nirgendwo dazu. Die anderen aus seiner Klasse erscheinen ihm «so ungeheuer lebens-tüchtig» (26), mit keinem ist eine Seelenverwandtschaft möglich. Auch ihm stellt sich das Problem: «Wie aber konnte ich ihn für mich gewinnen... Wie konnte ich ihn erobern, wie die Verschanzung hinter Tradition, angeborenem Stolz und anezogener Arroganz durchbrechen?» (27f.) Hans rührt sich. Er, der bisher nicht aufgefallen ist, meldet sich. Er besticht durch Literatur-Interpretationen ebenso wie durch kühne Übungen bei dem «Muskelmax» (30) genannten Turnlehrer, in dessen Person «der kommende Körperkult des Nationalsozialismus vorweggenommen ist. Hans will «mit der Tatsache beeindrucken, daß ich anders war als dieser blöde Haufen» (28). Er ist wie verwandelt: «Jetzt erwachte ich zum Leben.» (28) Imponiergehabe! Er legt noch einen anderen «Köder» aus, um Konradins Aufmerksamkeit zu wecken: Er nimmt einige Münzen aus seiner Sammlung mit in die Schule. Prompt kommt es zum ersten Kontakt mit Konradin: «Er sah mir zu, und wie ich gehofft hatte, verdrängte die Neugier seine Zurückhaltung» (33). Drei Tage nach dieser Begegnung – «es war der 15. März, ein Datum, das ich nicht vergesse» (35) – spricht Konradin Hans auf der Straße an. Hans bemerkt, daß der heimliche Freund «genauso schüchtern war wie ich und ebensosehr einen Freund brauchte» (36). Er schwebt im siebenten Himmel: «Aus einem Bettler war ein Krösus geworden» (36). Dieser Märztag wird zum Lostag: «Von Stund an waren wir untrennbar» (38), die nächsten Monate werden «die glücklichsten meines Lebens» (39). Es folgen Ausflüge, Erkundungsreisen in die nähere Umgebung: nach Tübingen, der Höl-derlin-Stadt, in den Hegau und das Bodenseegebiet, an den Neckar. Die Welt um Hans Schwarz und Konradin von Hohenfels herum versinkt, «nichts störte unsere Freundschaft» (42).

### Politik: Welt für Erwachsene

Doch Politik findet statt, auch wenn man sich nicht dafür interessiert. «Von draußen», heißt es denn auch bald, «drang das Geräusch politischer Unruhen in unseren magischen Kreis, aber der Unruheherd lag weit fort – in Berlin» (42). Weit fort? Auch in Stuttgart kommt es zu ersten kleineren Zwischenfällen: «Hakenkreuze erschienen an den Wänden, ein jüdischer Mitbürger wurde belästigt, ein paar Kommunisten wurden zusammengeschlagen.» (42) Hans verdrängt seine Ahnungen noch. «Politik war etwas für Erwachsene; wir hatten unsere eigenen Probleme zu lösen.» (42f.) Es ist der Feuerstod dreier Nachbarskinder, zweier Mädchen im Alter von vier und sieben Jahren und ihres zwölfjährigen Bru-

ders, der Hans tief erschüttert und massive Zweifel an der Existenz eines göttigen Gottes provoziert. Vom eigenen Vater, «eher ein Agnostiker als ein Atheist» (44), hat er keine Erklärung zu erwarten. Konradin hingegen, streng protestantisch erzogen, wehrt sich gegen Hans' Pessimismus, der sich plötzlich unendlich verloren fühlt im riesigen Universum.

Soviel Zeit die beiden Jungen auch miteinander verbringen, es ist eine Verbindung mit einer eigenartigen Distanz. Es dauert, bis sie sich gegenseitig nach Hause einladen. Hans' Welt besteht aus Büchern: Sämtliche Klassiker der deutschen, französischen und russischen Literatur geben sich bei ihm ein Stelldichein. Sein Zimmer bezeichnet er als «eine Welt, die ich für gänzlich sicher, für unendlich dauerhaft hielt» (58). Auf diese Aussage folgt der seltsame Satz: «Gewiß, ich konnte mich nicht von Barbarossa herleiten» (58). Das Judesein macht sich bemerkbar. Der Vater wird eingeführt durch ein Streitgespräch mit einem Zionisten, dessen Ideen er sich verweigert. Für Doktor Schwarz, beliebter Arzt, dem der Oberbürgermeister zum Geburtstag die Aufwartung macht und einen Empfang organisiert, ist Hitler ein «Krankheitsfall, etwas wie die Masern. Sobald sich die Wirtschaftslage bessert, ist er vorbei.» (60) Dem Zionisten erteilt er eine barsche Abfuhr. «Glauben Sie wirklich, daß die Landsleute von Goethe und Schiller, Kant und Beethoven auf so einen Quatsch hereinfliegen? Wie können Sie es wagen, das Andenken von zwölftausend Juden zu beleidigen, die für unser Vaterland gefallen sind? Für unsere Heimat?» (60) Doktor Schwarz ist stolz darauf, assimilierter Jude zu sein: «Ich will mit Deutschland identifiziert werden.» (61) Über seinem Bett hat er seinen «unfehlbaren Talisman» (63) angebracht, das Eiserne Kreuz Erster Klasse und den Offiziersdegen, daneben hängt ein Bild des Goethehauses in Weimar. Die Mutter zweifelt noch weniger an ihrem Deutschtum. An Jom Kippur geht sie in die Synagoge, zu Weihnachten singt sie «Stille Nacht, heilige Nacht».

Als Hans seinen Freund in sein Zimmer führen will, versucht er ihn an der Mutter vorbei zu schleusen. Geniert er sich? Jedenfalls registriert er, «daß ich mich Konradins wegen benahm wie ein lächerlicher kleiner Snob» (67). Im Gegensatz zur unkomplizierten, stillen Mutter, die Konradin gefällt, beweist der Vater weniger Takt. Eben zeigt Hans Konradin seine Münzsammlung, als der Vater das Zimmer betritt, Haken schlägt, sich wie ein Untertan geriert, eine peinliche Schimpansen-Anekdote aus der Militärzeit zum besten gebend. Hans würde am liebsten im Boden versinken vor Scham. «Noch nie war er so sehr aus der Rolle gefallen» (71). Doch der Vater hat im Prinzip nicht anders reagiert als sein Sohn in der Schule: «War er wie ich der Hohenfels-Aura erlegen?» (71)

### Hohenfels und Hitler

Für Hans endet der gemeinsame Schulweg mit Konradin am mächtigen Eingangstor des Besitzes derer von Hohenfels. Schwere Eisenstäbe markieren eine Grenze, zwei Greife halten den Wappenschild – deutsche Geschichte! Hinter diesen Eisenstäben verschwindet der Freund, in eine andere Welt hinein. Bis Hans dann einmal Einlaß findet. Durch einen Spalt sieht er in ein Damenschlafzimmer. Auf einem Toilettentisch erspäht er eine Reihe von Offiziersbildern in Silberrahmen, «eines sah beinahe aus wie Adolf Hitler» (78). Die flüchtige Beobachtung wird später der Schlüssel sein für ein nahezu traumatisches Erlebnis. Auch beim zweiten Besuch erinnert sich Hans an das Foto, «das Hitler ähnlich gesehen hatte» (80), und diesmal wird der Grund genannt für die Realitätsverweigerung. In diese idyllische Freundschaft paßt der Gedanke einer Sympathisantenschaft mit den Nazis nicht. Hans schämt sich, «daß ich auch nur einen Augenblick daran dachte, die Eltern meines Freundes mit so einem Mann in Verbindung zu bringen.» (80)

Eine «Vergegnung» (M. Buber) in der Oper räumt jeden Zweifel aus. Fidelio wird gespielt, Furtwängler dirigiert, der Staatspräsident von Württemberg ist anwesend. Die eigentlichen Stars jedoch, die «langsam und majestätisch Einzug» (81) halten, sind

die drei Hohenfels, «eine überlegene Einheit» (82). In der Pause sieht Konradin seinen Freund Hans, macht aber keine Anstalten ihn zu grüßen. Er schaut durch ihn hindurch. Da dämmert es diesem: «Mit dem einem Juden angeborenen uralten Instinkt wußte ich, daß der Dolch schon gezückt war, der mein Herz treffen würde.» (83)

Die traumatische Begebenheit, die in einem nächtlichen Alptraum weiterarbeitet, drängt Hans danach, Konradin zu stellen. Der verteidigt sich: «Ich wollte dich nicht demütigen. Wie könnte ich das wollen! Du weißt, du bist mein einziger Freund... Ich war ebenso allein wie du, und wenn ich dich verliere, verliere ich den einzigen Freund, dem ich vertrauen kann. Wie kannst du glauben, ich schäme mich deiner.» (87f.) Und der Adelspröbbling offenbart sich: Seinetwegen habe er Krach zuhause: «Meine Mutter stammt aus einer vornehmen, ehemals königlich polnischen Familie, und sie haßt Juden... Daß ich mich mit dir sehen lassé, erscheint ihr als Schandfleck auf dem Wappen der Hohenfels.» (89) In Konradins Mutter begegnet der Jargon der Zeit: Das «Weltjudentum» ist am Werk. Konradins Worte gelten versa auch von Hans: «Was kann ich für meine Eltern!» (91) Doch mit dieser Begebenheit ist klargeworden, «daß nichts mehr sein würde wie vordem und daß unsere Freundschaft dahinzuschwinden begann wie unsere Kindheit» (92).

### Das zweite Erwachen

Auf 20 knappen Seiten wird zu Ende erzählt: «Der Sturm... erreichte auch Schwaben» (93). Nach den Sommerferien, die Hans in der Schweiz verbringt, verkündet ein neuer Geschichtslehrer: «Es gibt Geschichte und Geschichte: jene Geschichte, die in ihren Büchern steht, und jene, die sich demnächst ereignen wird.» (95) «Muskelmax» hat ein kleines Hakenkreuz ans Revers gesteckt. Die Propagandamaschinerie der Nazis steigert ihr Tempo. Schikanen gegen Juden, die Schmach von Versailles, die Diktion von «dunklen Mächten»: «Die Juden» werden zum Kampfruf, ein Synonym für «unser Unglück», auch in der Schule. Hans hört erstmals: «Warum haust du nicht ab nach Palästina, wo du herkommst!» (99) Er läßt sich provozieren, gerät in eine Schlägerei, und der neue Geschichtslehrer optiert für jenen Schüler, der die Sache ausgelöst hat: «Bald werden alle unsere Probleme gelöst.» (101)

Anfang Dezember (1933) eröffnet der Vater Hans, er wolle ihn zu Verwandten nach New York schicken. «Unser Volk wird in ein paar Jahren schon wieder zur Vernunft kommen» (103f.). Die Eltern wollen bleiben, «hier gehören wir hin, und wir lassen uns dies von einem hergelaufenen Österreicher nicht wegnehmen» (104). Hans erhält zwei Abschiedsbriefe, einen in Versform mit den Zeilen «Du-kleiner Jud – mit Sack und Pack / Hau ab zu Moses und Isaak» (104). Der andere stammt von Konradin, der darin auch sein Bekenntnis zu Hitler, den er in München bei einem seiner Auftritte erlebt hat, ablegt, «nur er kann unser geliebtes Vaterland vor Materialismus und Bolschewismus retten» (105). Es ist fast ein Liebesbekenntnis: «Ich werde immer an dich denken, lieber Hans! Du hast mich tief beeinflusst. Du hast mich denken gelehrt, denken und zweifeln, und durch den Zweifel hindurch habe ich zu unserem Herrn und Retter Jesus Christus zurückgefunden.» (107)

Und dann, das letzte Kapitel, in ungeheurer Dichte: der Spendenaufruf, der den Anwalt Hans Schwarz in der neuen Welt erreicht und die alte sofort ganz lebendig werden läßt. Die Notiz von der Hinrichtung Konradins von Hohenfels macht den verloren Geglauten wieder zum Freund. Und das Leben von Hans Schwarz, seitdem durchzogen von «zarter Trauer» (Eva Menasse), kann weitergehen, es hat wieder Sinn bekommen.

### Deutsche und Juden

«Der wiedergefundene Freund» thematisiert das Stigma vom deutschen Juden. Die angesehene und allseits geschätzte Familie Schwarz führt ein bürgerliches Leben. Das politische Wetter-

leuchten wird vom Vater zur Hautkrankheit relativiert. Bis das Judesein die Familie Schwarz einholt und stört. Wer stört, muß weg. Zunächst hält sich der hochdekorierte Weltkriegs-Veteran noch für unverwundbar mit seinem «Talisman», dem Offiziersdegen. Wie ein Clown stellt er sich in Uniform vor sein Haus, als ein SA-Mann zum Boykott gegen seine Ordination aufruft. Clownesk auch wirkt der Hinweis des Sohnes, der Vater sei in der Straßenbahn von einem SA-Mann aufgefordert worden, seiner Partei beizutreten. Ein Mann mit hoher Stirn, grauem Haar und knappem Schnurrbart «strahlte Würde aus und wirkte so wenig jüdisch» (66). Daß das Deutsche Reich, das Land von Goethe und Schiller, Kant und Beethoven, zum Holocaust fähig sein würde, kann Doktor Schwarz nicht glauben. Doch beweist er nach der Machtergreifung Hitlers, als antisemitische Ausfälle von der geduldeten Provokation zur legitimierten Tagesordnung werden, genügend Realitätssinn, daß er seinen einzigen Sohn über den Atlantik beordert. Er selber dreht – makaber schauriges Detail – den Gashahn auf, schickt sich selber und seine Frau in den Tod, bevor andere es tun können. Der zum Waisen Gewordene sagt von sich selbst: «Seitdem habe ich die Möglichkeit vermieden, mit Deutschen zusammenzutreffen, und habe kein einziges deutsches Buch mehr aufgeschlagen, nicht einmal Hölderlin. Ich habe versucht, alles zu vergessen.» (111) Von Verwandten und Umständen zu einer «gesicherten Existenz» gezwungen, lebt er in einer Fassadenwelt. Nach außen hin erfolgreich, fühlt er sich selbst als Versager. Auflösen kann diesen Fluch nur ein Wunder.

Und es geschieht, dieses Wunder. Denn Konradin von Hohenfels, der junge Graf, ist zwar in konventionellen Standesanschauungen gefangen. Letztlich jedoch beweist er Charakter, eine Tugend ohne Nationalität, und er schlägt sich auf die Seite von Claus Schenk Graf von Stauffenberg. So wird er wieder zum «guten Deutschen».

Fred Uhlman arbeitet nicht mit Klischees. Schon eher werden diese pervertiert, wie etwa die Szene mit der Einladung an Doktor Schwarz belegt, der Partei beizutreten. Das Judesein ist einem nicht an der Nasenspitze anzusehen. Bei solchen allzu-einfachen Schablonen liegt auch eine Schwäche bzw. eine Versuchung des nach der Vorlage Uhlmans entstandenen Films von

*Harold Pinter*. Die deutsch-französische Produktion wurde realisiert unter der Regie von *Jerry Schatzberg*. Die Rahmenhandlung ist dieselbe, die Klammer besteht aus einer Reise des Anwalts Hans Schwarz, aus dem Hans Strauss geworden ist (was für Pinter offenbar «jüdischer» klingt), nach Stuttgart. Strauss sucht die Plätze seiner Kindheit auf, und sie suchen ihn heim, in Alpträumen. Das Erste Deutsche Fernsehen hat den Spielfilm kürzlich spätnachts ausgestrahlt<sup>2</sup>, vermutlich ausgelöst durch die Neuerscheinung des gleichnamigen Buches bei Diogenes.

Wie verkrampft das Verhältnis zwischen Deutschen und deutschen Juden über 50 Jahre nach Kriegsende immer noch ist, hat *Michael Wolffson* in seinem jüngst erschienenen Buch «Meine Juden – Eure Juden» beschrieben. Holocaust-Überlebende sind seiner Meinung nach «noch nicht in der Bundesrepublik angekommen»<sup>3</sup>. Der Lebenswille der Überlebenden und ihrer Nachkommen trägt Trauerflor. Nichts mehr kann so sein wie vorher. Die Grundthematik dieses literarischen Kleinods, die Freundschaft zweier Jugendlicher, ist auch zu allen Zeiten aktuell. Politik oder Herkunft können auseinanderreißen. Heute sind es vielleicht tragische Freundschaften zwischen Deutschen und Türken, Israelis und Palästinensern. Rassismus und Faschismus überdauern die Jahrhunderte.

Uhlmans stark autobiographisch gefärbte Erzählung ist ein zeitloses Werk. Daß der gebürtige Deutsche seinen Welterfolg auf englisch geschrieben und ein anderer die Erzählung in die Muttersprache übersetzt hat, ist mehr als eine biographische Randnotiz eines Lebens als Schriftsteller und Künstler. Arthur Koestler mutmaßt, mit kaum verhohlener Distanz zur eigenen Zunft: «Die Miniaturform gelingt Fred Uhlman bewundernswert, vielleicht weil er als Maler gelernt hat, die Komposition der Größe seiner Leinwand anzupassen, während Schriftsteller bedauerlicherweise über Unmengen von Papier verfügen können.» (6) *Andreas Batlogg, Innsbruck*

<sup>2</sup>Erstes Deutsches Fernsehen (ARD), 17. August 1997, 23 Uhr. Der wiedergefundene Freund. Deutsch-französischer Spielfilm von Harold Pinter nach Fred Uhlman mit Jason Roberts, Maureen Kerwin und Christian Anholt. Regie: Jerry Schatzberg, 1988.

<sup>3</sup>Zitiert nach Julius H. Schoeps, Klima der Scheinheiligkeit. In: Die Zeit Nr. 35 vom 22. 8. 1997, S. 14.

## Evangelische Theologie in Litauen

Das Theologische Zentrum der Universität Klaipeda

Das Ende der Sowjetunion und der Schritt in die Unabhängigkeit hat dem Protestantismus in den baltischen Staaten eine Fülle von Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet. Dazu gehören u.a. theologische Forschung und Lehre, Teilnahme am öffentlichen Diskurs, freie Reflexion und Dialog. Die folgende Skizze möchte Informationen zur Evangelischen Theologie in Litauen geben und die Ausbildungsstätte in Klaipeda bekannt machen.

Seit 1992 gibt es in der 1990 gegründeten Universität von Klaipeda, dem ehemaligen Memel, ein «Theologisches Zentrum» in der Humanistischen Fakultät. Kurz nach der Universitätsgründung wurde zwischen den evangelischen Kirchen und dem Staat vereinbart, eine Ausbildungsstätte für die zukünftige Pfarrerschaft und andere kirchliche Mitarbeiter zu schaffen. Die Universität hat die Aufgabe übernommen, Sprache, Literatur und Kultur Klein-Litauens, des ehemaligen Memelgebietes, zu erforschen und zu fördern. Weil die evangelische Kirche zu diesem Kontext gehört, lag die Institutgründung nahe. Ohne Zweifel haben auch die veränderten politischen Verhältnisse nach der «Wende» dazu beigetragen. Gleichwohl bleibt ein gewisses Erstaunen, weil Litauen ein überwiegend katholisches Land war und ist. Dazu bedeutet eine protestantische Institution in einer staatlichen Universität für säkulares Empfinden immer eine Provokation. In den dreißiger Jahren hatte es in Kaunas schon

einmal eine vergleichbare Einrichtung gegeben. Sie war nach kurzer Zeit auf Druck katholisch-nationalistischer Kreise geschlossen worden.

Die Pastoren der lutherischen und der reformierten Minderheitenkirchen studierten in Königsberg, Dorpat oder im westlichen Ausland. In sowjetischer Zeit gab es keine Möglichkeit für eine akademische Ausbildung. Die Gemeinden wurden von den wenigen verbliebenen Pastoren versorgt. Ansonsten übernahmen Laien pastorale Aufgaben. Sie konnten ihre Berufung durch Ferienkurse in Riga bzw. Leningrad vertiefen und wurden dann in ihren Gemeinden ordiniert.

Das «Centras Teologijos» mit Bibliothek, Unterrichtsräumen und Büros ist z.Zt. noch im ehemaligen Pfarrhaus der Jakobi-Kirchengemeinde in der Altstadt Klaipedas untergebracht. 1994 wurde das Institut in den Rang einer «Katedra» (= Fachbereich) erhoben. D.h. der Ort der Theologie im Kontext der Humanistischen Fakultät wurde anerkannt und strukturell aufgewertet. Gleichzeitig wurde der Katedra ein Gebäude auf dem Universitäts-Campus (dem Gebiet der ehemaligen Kasernen) zur Verfügung gestellt. Dort ist genügend Platz für Hörsäle, Studieräume, die Bibliothek, das Kirchen-Archiv usw. Die Sanierungsarbeiten haben zögerlich begonnen und werden noch beträchtliche Summen benötigen. Wann der Umzug erfolgen kann, steht völlig offen.

## Organisation des Lehrbetriebes

Die Anfänge des Lehrbetriebes im Theologischen Zentrum waren sehr euphorisch. Man hoffte, durch Orientierung an westlichen Vorbildern schnell Veränderungen zu schaffen und solide Strukturen zu gewinnen. Bücherspenden aus dem Westen füllten bald die als Bibliothek vorgesehenen Räume. Mit finanzieller Unterstützung durch ökumenische Agenturen, kirchliche Werke aus der EKD und private Fonds konnten Infrastruktur, Gehälter, Stipendien und Sprachkurse gesichert werden. Ein Curriculum wurde entworfen, das neben den alten Sprachen und den klassischen theologischen Fächern auch moderne Fremdsprachen und kontextbezogenen Unterricht vorsieht. In den Lehrveranstaltungen werden elementare Kenntnisse in den biblischen, historischen, systematischen und praktisch-theologischen Bereichen vermittelt. Das Studium ist sowohl im Blick auf die Kirchen als auch im Blick auf die einzelnen Studierenden hin organisiert. Darum bemühen sich die Dozenten, neben der Vermittlung von Sachkenntnissen die Befähigung zum Zuhören, Wahrnehmen, kritischen Abwägen und zum Dialog zu stärken. Auch dem beratenden Gespräch wird Raum gegeben. Es sei auch erwähnt, daß durch die Gastdozenten deren Arbeitsschwerpunkte zum Tragen kommen (u.a. die historisch und theologisch wichtige Frage nach der Beziehung zwischen Judentum und Christentum).

Zwischen der lutherischen Kirche (etwa 30 000 Mitglieder), der reformierten Kirche (etwa 4000 Mitglieder) sowie der Universität wurde vereinbart, daß die MitarbeiterInnen jener Kirchen eine qualifizierte theologische und pädagogische Ausbildung erhalten können. Nach den Verträgen gehen die Zielvorstellungen weit über ein theologisches Studium im engeren Sinn hinaus. Es ist an Ausbildung der kirchlichen Mitarbeiter für alle Arbeitsfelder gedacht. Sozialarbeiter, Gemeindeglieder, KatechetInnen, Kantoren, Verwaltungskräfte sollen im Zentrum eine auf die litauischen evangelischen Kirchen bezogene Grundausbildung erhalten. Ferner sollen auch Angebote der Erwachsenenbildung und der Weiterbildung gemacht werden. Die Verträge verpflichten die Kirchen zur konstruktiven Unterstützung der Ausbildungsgänge (Definition des Pfarrerprofils bzw. der Berufsfelder, Bereitstellung von Praktikumsplätzen; verantwortliche Beteiligung im Kuratorium usw.).

Mit der «Wende» sind die christlichen Kirchen aus der Randexistenz herausgeholt und vor unerwartete Herausforderungen gestellt worden. In den Schulen wird wieder Religionsunterricht (in kirchlicher Verantwortung) erteilt. Nach Jahren der ideologischen Tabuisierung richtet sich großes Interesse auf religiöse Fragen und den kirchlichen Beitrag beim Aufbau einer demokratischen Gesellschaft. Die evangelische Minderheit im Land findet auch deswegen stärkere Beachtung, weil das politische Agieren der Katholischen Kirche nicht mehr kritiklos hingenommen wird. Ob die Erwartungen alle erfüllt und die Möglichkeiten alle verwirklicht werden können, ist eine andere Sache.

In Klaipeda studieren zwischen 40 und 50 Frauen und Männer evangelische Theologie. Nicht alle haben einen evangelischen Hintergrund; ein Teil strebt das Pfarramt an, andere möchten in der Schule arbeiten, eine beträchtliche Gruppe ist in erster Linie an Informationen über theologische oder philosophische Fragen interessiert. Pro Semester können bis zu 10 Studierende zugelassen werden. Der Studienabschluß kann nach vier bis fünf Jahren erfolgen. Daß auch Gasthörer an den Lehrveranstaltungen teilnehmen, ist selbstverständlich.

## Historischer Hintergrund und aktuelle Lage

Anders als Estland und Lettland ist Litauen aufgrund seiner Geschichte – 1385 heiratete Großfürst Jagiello eine polnische Prinzessin und wurde König von Polen und Litauen – ein katholisches Land. Die Reformation übernahm zwar in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine wichtige Rolle im politischen und kulturellen Entwicklungsprozeß. Kreise des Adels hatten

Kontakte zu Calvin und Bullinger. In den Städten herrschte eine tolerante, dem Humanismus zugeneigte Atmosphäre. Dennoch sind die evangelischen Kirchen eine Minderheit geblieben. Der Einfluß Polens und die Gegenreformation haben dem Gang der Geschichte eine andere Richtung gegeben.

Tiefgreifende Folgen haben der Zweite Weltkrieg und die sowjetische Zeit für beide Kirchen gebracht. Flucht, Deportation, Verfolgung, Zerstörung der Kirchenstrukturen, erzwungener Rückzug aus der Öffentlichkeit haben die Gemeinden vor große Proben gestellt. Wer seinem Glauben treu blieb, wurde sozial geächtet. Heimat fand er aber in seiner Gemeinde, einer Art Familienverband, ohne kirchenamtliche Reglementierung, halb im Untergrund, abgeschnitten von ökumenischen Kontakten und doch inspiriert von der Tradition des «Pietismus ostpreußisch-lutherischer Prägung». Dank ihres Fundamentes in den «Gemeinschaftskreisen und den Stundisten» haben die evangelischen Kirchen in Litauen die Bedrängnisse überlebt.

Wenig rosig ist die gegenwärtige finanzielle Situation der Gemeinden. Die Pastoren erhalten kein einheitliches Gehalt. Jede Gemeinde bezahlt ihren Pastor aus Spenden, Kollekten, Gebühren für die Amtshandlungen. Allerdings ist die Finanzkraft sehr unterschiedlich. An Altersversorgung war bisher kaum zu denken. Man hofft, daß die Hilfe der kirchlichen Werke und Partnergemeinden im Westen langfristig Strukturen schaffen wird, die den Zwang zum Überleben aus dem Alltag wegrückt.

Vergegenwärtigt man sich den historischen Hintergrund und die aktuelle Lage, fällt es nicht schwer, die zögerliche Akzeptanz des neuen Theologischen Zentrums in den Gemeinden zu begreifen. Die älteren Pastoren fürchten die Konkurrenz der besser Ausgebildeten. Gelegentlich wird dem Unterricht westlicher Überhang bzw. moderne Theologie unterstellt. Auch wenn Bischof *Jonas Kalvanas* hinter dem Zentrum steht, an dessen überregionalen Aktivitäten teilnimmt und Fortbildungsveranstaltungen für die Pfarrerschaft fördert, die Reserven gegenüber dem Zentrum verschwinden nur langsam. Als positives Signal kann die Tatsache gewertet werden, daß in jüngster Zeit einige Studenten zu Diakonen (= Vikaren) ordiniert wurden. Die eigentliche theologische Auseinandersetzung in den Gemeinden bzw. zwischen den Generationen steht aber noch bevor, wenn man folgende Äußerung eines Studenten bedenkt. «In den Predigten hören wir immer wieder Antworten auf Fragen, die wir gar nicht gestellt haben.»

## Ein Aufbruch mit Problemen unterschiedlicher Natur

Den Aufbruch der Evangelischen Theologie in Litauen begleiten von Anbeginn an Probleme unterschiedlicher Natur. Einige sind mittelfristig lösbar, andere erfordern Geduld und Einfallsreichtum.

▷ Auch in anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks wurden theologische Ausbildungsstätten gegründet oder wieder eröffnet. Alle berufen sich mit einsichtigen Gründen auf kirchliche und nationale Interessen. Alle sind aber auch auf Unterstützung von außen angewiesen. Um eine Aufsplitterung in aufwendige kleine Institute (z.B. im Baltikum) zu überwinden, müßte der Weg sinnvoller Kooperation (Verbund der Fakultäten, Kompatibilität der Curricula, Dozenten-Austausch usw.) eingeschlagen werden.

▷ Ein Hauptproblem in Klaipeda sind die fehlenden Dozenten für die theologischen Fachgebiete. Allgemeinbildende Fächer werden durch litauische Lehrbeauftragte vertreten. Mittlerweile stehen zwei junge Pastoren zur Verfügung, die an westlichen Fakultäten studiert haben. Ansonsten helfen Dozenten aus den USA, Norwegen, Deutschland und der Schweiz aus, damit das Curriculum erfüllt wird. Da ihr Einsatz meist zeitlich begrenzt ist und Sprachbarrieren unterliegt, müssen die Studierenden sich ständig umstellen. Um der Lernziele willen ist es wünschenswert, Diskontinuität und Zufälligkeit im Lehrbetrieb so gering wie möglich zu halten. Andererseits wird der Unterricht in modernen Fremdsprachen aus praktischen und sachlichen Gründen (Literatur; Ökumene) intensiviert werden müssen.

▷ Von der Universität kommen Vorgaben hinsichtlich der Studienpläne, Lehrveranstaltungen, Examensmodalitäten, die an westlichen Vorbildern gewonnen wurden. Von den Dozenten werden Veröffentlichungen, Studienprojekte usw. erwartet. Indes wird kaum mit den Nachwirkungen des alten Bildungssystems bzw. der Mentalität gerechnet, die in sowjetischer Zeit entstanden ist. Das allmächtige Über-Ich des Staates ist zwar verschwunden, die elastischen Aktions- und Reaktionsmuster der Individuen sind jedoch geblieben. Mißtrauen gegenüber offenen Diskussionen, Abwehr jeglicher Kritik, fehlende Initiative Larmoyanz bei Schwierigkeiten lassen sich nur mit kontinuierlicher Geduld abbauen.

▷ Da in der lutherischen Kirche die Frage der Frauen-Ordination noch ungeklärt ist, stehen die Theologiestudentinnen, die übrigens die Mehrheit der Studierenden im Zentrum stellen, vor einer ungewissen Zukunft. Während einige wenige zum Kämpfen bereit sind, suchen andere den Weg in die Schule und studieren Zusatzfächer. In den Lehrveranstaltungen sollte diese Problematik immer wieder angesprochen und die Hindernisse bewußt gemacht werden.

▷ Allenthalben sind die weitgesteckten Erwartungen und Ziele zu spüren. Der Sprung in die westliche Moderne soll rasch vollzogen werden. Worauf es ankommt, ist eine realistische Einschätzung der eigenen Möglichkeiten und die schrittweise Verwirklichung des Erreichbaren. Etwas anders verhält es sich mit den Projekten, die langfristig anzusteuern sind. Zu fragen ist u.a., ob das Modell einer nach westlichem Vorbild funktionierenden Theologischen Fakultät nicht die eigenen Kräfte überfordert. Ganz wichtig wäre, die Rolle der Ausbildungsstätte im

Blick auf innerkirchliche Ziele zu definieren. Bis jetzt haben die Kirchen aber noch keine eindeutige Bedarfsanalyse vorgelegt. Auch gibt es keine kirchliche Prüfungsordnung bzw. Wünsche für ein Konzept von Fernstudium und Fortbildung. Der universitäre Abschluß des Studiums (Baccalaureat) ist akzeptiert; alle anderen Fragen werden ad hoc und ad personam entschieden. Kenner der Situation schlagen vor, das Theologische Zentrum als Propädeuticum zu organisieren, das den litauischen Verhältnissen und Bedürfnissen entspricht. Geeignete Studierende werden so oder so zu Ergänzungs-Studien an ausländische Universitäten geschickt.

In den zurückliegenden Jahren hat die EKD das Theologische Zentrum durch die Vermittlung von Dozenten und finanzielle Zuwendungen unterstützt. Vor allem wurde die Legitimität und Relevanz der Ausbildungsstätte gegenüber Anfragen und Einwänden begründet.

Die Förderung wird auch in Zukunft nicht ausbleiben, selbst wenn die Akzente sich verschieben. Soweit es die Finanzmittel erlauben und Verständnis bei den beurlaubenden Institutionen vorliegt, werden auch weiterhin kompetente Dozenten mitarbeiten. Die Verantwortung für das Profil der Ausbildungsstätte kann aber nur bei den litauischen Partnern liegen. Ihnen werden alle Formen der Beratung, des kritischen Dialogs und der Begleitung angeboten, damit das Theologische Zentrum ein konstruktiver Faktor in Kirche und Gesellschaft bleibt. Daß in diesem Projekt keine Einbahnstraße begangen wird, können alle die bestätigen, die sich in Litauen bzw. Klaipeda engagiert haben.

Ulrich Schoenborn, Marburg

## Der Straßburger Bischof Léon-Arthur Elchinger

Ein Glaubenszeuge der Gegenwart

35 Jahre nach Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils zählt der frühere Straßburger Bischof Léon-Arthur Elchinger zu den wenigen noch heute lebenden Konzilsvätern und damit Zeitzeugen des kirchlichen Neuaufbruchs. (Red.)

Léon-Arthur Elchinger wurde am 2. Juli 1908 in Soufflenheim im Elsaß geboren. Die Mutter Elchingers war von ihrem Elternhaus her jansenistisch geprägt. So bestimmte jansenistisches Gedankengut mit seinem moralischen Rigorismus Elchingers religiöse Entwicklung mit. Gerade die jansenistischen Einflüsse führten bei ihm zu einer Glaubenskrise – er spricht von «cette crise de la foi» –, deren Ergebnis zur Befähigung einer tiefen Gottsuche führte und ihm besonders den Stellenwert des Gewissens deutlich machte. Das Suchen nach einem menschnahen Gott, dem man durch persönliches Erfahren und Schauen begegnet, bewegte ihn seit seinem Jugendalter, da er einer formalistischen Frömmigkeit entfliehen wollte. Dieses Trachten nach Echtheit und Gewissenhaftigkeit wurde zum ständigen Leitfaden Elchingers.

Angestoßen durch die genannte Krise, spürte er die Fragwürdigkeit formalistischen Denkens und legalistischen Vorgehens. Es bildete sich jene Offenheit in ihm aus, der er sein Leben lang verpflichtet blieb.

Im kulturellen Bereich war für Elchinger die europäische Dimension bestimmend. Entscheidend war, daß ihn zwei Kulturen prägten, in die er hineingeboren wurde: die französische und die deutsche Kultur.

In seinem Buch «L'âme de l'Alsace et son avenir» vermittelt er einen eindrucksvollen Überblick über die kulturelle Bedeutung des Elsaß, insbesondere Straßburgs.

Ab 1919 besuchte Elchinger das Lyzeum in Hagenau; einer seiner Mitschüler war *Etienne Jung*, der spätere Präses der lutherischen Kirche von Elsaß-Lothringen.

Von Hagenau wechselte er im Jahre 1920 nach Nancy; hier besuchte er das Collège de la Malgrange. Nach dem Abitur trat er

1925 in das Priesterseminar in Straßburg ein und begann seine Studien an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Straßburg; später belegte er Vorlesungen in der Philosophischen Fakultät. Während seiner Straßburger Studienzeit hat ihn besonders Professor *Jean Rivière* (1878–1946) beeindruckt. Von Rivière stammt die Arbeit «Le Modernisme dans l'Eglise. Etude d'histoire religieuse contemporaine». Als dieses Buch 1929 erschien, soll ein Kritiker geäußert haben: «Der Modernismus ist tot, wozu ihn ausgraben?»

Von Rivière erhielt Elchinger Gedankenanstöße, die ihm später auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil zustatten kamen. Im Jahre 1928 nahm Elchinger seine Studien an der Gregoriana in Rom auf; zusätzlich hörte er auch Vorlesungen an der römischen Akademie St. Thomas. Er wohnte bis zu seiner Priesterweihe im französischen Seminar in Rom. Der römische Lehrbetrieb vermochte Elchinger nur wenig zu beeindrucken und zwar wegen seiner zu scholastischen Ausrichtung. Besonders prägend für ihn waren aber die vielen Kontakte, die er in Rom knüpfen konnte. Ferner verdankt er seinem Aufenthalt im französischen Seminar, das von Patres vom Hl. Geist betreut wurde, eine tiefe religiöse Bildung.

1931 wurde er in Rom zum Doktor der Philosophie und der Theologie promoviert; seine theologische Dissertation behandelte verschiedene Aspekte des Mysteriums der Trinität.

### Elchingers Wirken bis zum Konzil

Eine der Hauptbeschäftigungen nach der Priesterweihe war das Beicht hören im Straßburger Münster; Elchinger sagt selbst, daß dies für ihn eine besondere Prüfung darstellte, weil er erfahren mußte, daß oft das persönliche Gewissen hinter engem Formalismus zurücktreten mußte.

Hauptamtlich war Elchinger als Professor und Repetitor am Straßburger Priesterseminar tätig. Nebenbei studierte er in

Straßburg ein Jahr lang Psychiatrie; seine Motivation hierfür war, die Menschen besser verstehen zu lernen.

Im Jahre 1941 überfrag Bischof *Charles Ruch* Elchinger die Leitung des Priesterseminars, das wegen der Kriegsereignisse zusammen mit dem Universitätsstudium nach Clermont-Ferrand verlegt wurde. In der Position des Regens blieb er bis Juli 1945.

Während seiner Regenzzeit vermochte er vielfältige Erfahrungen zu sammeln; den Hauptakzent setzte er auf die pastorale Betreuung der Neupriester. Unter dem Druck der Kriegsverhältnisse und den Auswirkungen der deutschen Besetzung Frankreichs entwickelte sich im Priesterseminar eine besondere Atmosphäre der Solidarität. Gerade in dieser Situation wurde Elchinger von der Vorstellung erfüllt, daß die Kirche «die Retterin der Menschheit ist», und ihm wurde erneut klar, daß sie stets mit Leben erfüllt werden muß und nicht zu einem Apparat erstarrten darf.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges 1945 wurde Elchinger Referent für das katholische Schulwesen der Diözese Straßburg. Seine Hauptsorge galt der Katechese und überhaupt der christlichen Fortbildung.

Eine für Elchingers Entwicklung bedeutsame Begegnung fällt in das Jahr 1946: in diesem Jahr verbrachte er einen ganzen Tag allein mit *Teilhard de Chardin* zusammen. Er korrespondierte mit Teilhard und traf sich zwei Jahre später in Paris wieder mit ihm. Nach seinen eigenen Worten verdankt Elchinger Teilhard eine entscheidende Festigung seines Glaubens: «Ich habe ihn gelesen, um meinen Glauben zu stützen und zu beleben», sagt Elchinger.

Die Begegnung mit Teilhard bestärkte Elchinger auch in der Überzeugung, daß die Kirche die Wissenschaft mehr beachten und ernstnehmen muß.

Auch mit *Jacques Maritain* stand Elchinger in persönlichem Kontakt, mit ihm traf er zweimal zusammen.

Die Begegnungen mit den genannten Persönlichkeiten motivierten Elchinger zu außerordentlichen Aktivitäten. Ein Beispiel hierfür sind die Gründung des Centre de Pédagogie Chrétienne (1947) sowie die Herausgabe der katechetischen Zeitschrift *Vérité et Vie* (1948). Auf der gleichen Linie liegt die Herausgabe der «Lectures Bibliques. L'Histoire du Salut» (1951). Es handelt sich hierbei um biblische Texte, die für Jugendliche katechetisch erschlossen werden. Diese Arbeit führte Elchinger gemeinsam mit *J. Dheilly* vom Institut Catholique durch. Ein dazugehöriges Lehrerhandbuch ging ebenfalls auf die Initiative Elchingers zurück.

Eng zusammengearbeitet hat Elchinger auch mit der Religionspädagogin *Hélène Lubienska de Lenval*. Eine Frucht des Gedankenaustausches mit Lubienska sind die Ausführungen Elchingers über die «Hinführung zum religiösen Empfinden». Ziel Elchingers bei all seinen Aktivitäten war stets, die Anziehungskraft des christlichen Glaubens einer neuen Epoche anzupassen. So gründete er in Straßburg die *Conférences Humanités Chrétiennes*, ein religiöses Bildungswerk. Die Namen der bedeutendsten Vertreter des französischen Katholizismus wie auch protestantische Persönlichkeiten des Auslandes sind auf den Programmen dieses Bildungswerkes zu finden. Das zentrale Anliegen war die Ökumene. Es kamen Juden, Muslime und Protestanten zu Wort. Vortragsthemen waren u.a.: «Richesses permanentes de la spiritualité juive»; «L'Islam et la foi en l'homme»; «Der Dienst der Bibel für die Menschen»; «Die Kirche und die Kirchen».

Am 26. Oktober 1957 wurde Elchinger auf Bitte des Straßburger Bischofs *Jean Julien Weber* zum Bischofskoadjutor von Straßburg mit dem Recht der Nachfolge ernannt und erhielt als Titularbischof von Athandros am 16. Januar 1958 im Straßburger Münster die Bischofsweihe. Er hatte zuvor schon gegenüber Rom das Bischofsamt abgelehnt. Dies zeigt, daß er höhere Ämter nicht anstrebte. Nach seinen eigenen Worten bewahrte ihm dies eine innere Unabhängigkeit und eine geistige Freiheit.

Aufgrund seiner vielfältigen Begabungen wurde Elchinger 1962 vom Vorsitzenden der französischen Bischofskonferenz – Kardi-

nal *Achille Liénart* – zum Verbindungsbischof zwischen dem französischen und dem deutschsprachigen Episkopat ernannt; er sollte die Arbeiten der beiden Bischofskonferenzen, die sich auf das Konzil bezogen, begleiten.

Nach neun Jahren Tätigkeit als Koadjutor übernahm Elchinger am 1. Januar 1967 die Diözese Straßburg, der er bis zu seiner Resignation am 20. Oktober 1984 vorstand.

1968 wurde Elchinger erster katholischer Kopräsident der französischen Kommission für ökumenische Beziehungen zwischen Katholiken und Protestanten. Von 1969 bis 1984 war Elchinger Präsident der französischen Bischofskommission für christlich-jüdische Beziehungen.

### Als Bischofskoadjutor Konzilsvater

Am Zweiten Vatikanischen Konzil hat Elchinger als Bischofskoadjutor von Straßburg teilgenommen. In seinen *Consilia et Vota*, die er am 23. Dezember 1959 nach Rom sandte, läßt er sich ganz vom *aggiornamento* Johannes' XXIII. leiten.

Am 3. Mai 1962 gewährte *Johannes XXIII.* Bischof Elchinger eine Audienz. Bei dieser Gelegenheit übergab Elchinger dem Papst zwei Stellungnahmen, in denen er Themen ansprach, denen sich das Konzil widmen sollte. Der eine Text bezog sich auf die Ehemoral. Die katechetische und pastorale Vermittlung soll so durchgeführt werden, daß sie die Menschen erreicht. Grundlage für dieses Papier waren Stellungnahmen der Professoren *Emile Baas* (Präsident der katholischen Akademiker Frankreichs) und *Théophile Kammerer* (Direktor einer staatlichen psychiatrischen Universitätsklinik). Das zweite Papier befaßte sich mit dem Breviergebet. Elchinger wünscht, daß die Priester ihr Brevier in der Landessprache verrichten können. Mit dem Breviergebet soll nicht ein leerer Formalismus gefördert werden, sondern die persönliche Spiritualität.

Kritisch setzte sich Elchinger mit den ersten sieben Schemata auseinander, die im Sommer 1962 an die Konzilsväter verschickt worden waren. Er bemerkt hierzu: «Sollten diese Schemata zur Grundlage des Konzils werden, sehe ich das Konzil in Frage gestellt».

Die Grundfrage, die er sich immer wieder stellt, lautet: Wie muß die Botschaft des Konzils beschaffen sein, damit sie die Menschen und ihre Sorgen erreicht? Elchinger betont, daß zunächst ausgedrückt werden muß, daß die Kirche die Menschen der heutigen Zeit ruft. Es sollte deutlich werden, daß die Menschen als wirklich heutige Menschen von der Kirche verstanden, gerufen und geliebt werden. Er fordert, daß die Texte der Brüderlichkeit und der Hoffnung der heutigen Zeit entsprechen.

Bischof Elchinger gehörte zu den profilierten Konzilsvätern. In der Konzilsaula meldete er sich insgesamt dreizehnmal zu Wort. Darüber hinaus reichte er mehrere schriftliche Interventionen ein. Mit seinen Beiträgen während der Generalkongregationen erregte Bischof Elchinger immer wieder großes Aufsehen. Besonders setzte er sich ein bei der Diskussion des Kirchenschemas und bei der Debatte um die verschiedenen Entwürfe zu den inhaltlich besonders verbundenen Themen Ökumenismus, Verhältnis zum Judentum und den nichtchristlichen Religionen, Religionsfreiheit. Am stärksten artikulierte sich aber sein Anliegen um eine Kirche für die Menschen in der Auseinandersetzung um das Schema «Über die Kirche in der Welt von heute». So brachte Elchinger am 4. November 1964 – als es um Artikel 22 des Schemas XIII ging – einen Beitrag unter dem Motto: «L'Eglise et la culture – Galilée».

Seine Rede mündete in eine scharfe Kritik an der derzeitigen christlichen Kultur. Die meisten großen Kulturpersönlichkeiten seien heute keine Christen, sagte er, und die christlichen Kulturträger würden von ihrer Kirche nur wenig unterstützt. Die heutige Kirche habe den Ruf, sehr ängstlich zu sein und sich mehr denn je mit apologetischer Selbstverteidigung zu befassen. Die Wunden vom Kampf gegen den Modernismus seien noch nicht geheilt; ein Mißtrauen gegen das kirchliche Lehramt sei zurückgeblieben. «Wir wollen unsere Mängel demütig eingestehen!

Herrscht bei uns nicht die Tendenz, die Kultur gängeln zu wollen, statt ihr freie Hände zu lassen? Üben wir nicht eine Art von dogmatischem Imperialismus aus, der sich in alle Wissenschaften einmischt, als ob der christliche Glaube allgemeine Zuständigkeit verleiht? Sind wir nicht, voll Mißtrauen gegen den Humanismus, auf dem Standpunkt überlebter Kulturen stehen geblieben? Setzen wir nicht ein Gleichheitszeichen zwischen theologischen Sätzen einer gewissen Zeit und der christlichen Wahrheit als solcher? Haben wir nicht eine krankhafte Scheu vor Rationalismus und Kritik, gleich als ob nichts Wertvolles dahinterstecke? Der Fall Galilei darf sich nicht mehr wiederholen! Wir können nicht behaupten, er gehöre der Geschichte an: noch heute, vierhundert Jahre nach dem Tode Galileis, hat niemand im Namen der Kirche seine Stimme erhoben, um das ungerechte Urteil über diesen großen Gelehrten aufzuheben. Galilei ist zum Symbol der Wissenschaft geworden; es wäre richtig, ihn anlässlich der vierhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages mit der uns anstehenden Demut offiziell zu rehabilitieren.» Aus diesen Worten spricht voll und ganz der Elchinger des Konzils. Immer wieder hat er sich in die Worte vertieft, die Paul VI. zum Abschluß des Zweiten Vatikanischen Konzils sprach: «Der Weg zu Gott führt über den Menschen. Die Entdeckung Gottes führt über die Entdeckung des Menschen. Der Dienst an Gott führt über den Dienst am Menschen.»

### Das theologische und pastorale Grundanliegen Elchingers

Im Jahre 1967 stellte Elchinger sechs Hauptpfeiler des Glaubens heraus, die für ihn zentral waren und zentral geblieben sind.

▷ «Die Werke Gottes bewundern und ihm gegenüber empfänglich und vertrauensvoll werden.»

Er verweist darauf, daß das Wesentliche des christlichen Lebens in der ständigen Entdeckung Jesu Christi und seiner Verbindung mit uns besteht. Glauben heißt Christus vertrauen.

▷ «Mit und für die anderen im Auftrag Christi leben.» Hier macht Elchinger deutlich, daß die Anziehungskraft der Kirche

davon abhängt, wie sie in den Menschen die tiefen Quellen des Herzens erwecken und jedem seine ihm eigenen Fähigkeiten offenbaren kann.

▷ «Als Hoffnungsträger eine neue Erde bereiten.» Das Universum ist die Frucht einer schwindelerregenden Entwicklung. Es gilt, sich darum zu bemühen, dort seinen Platz zu finden, indem man akzeptiert, ein Partner Gottes zu werden, um die Schöpfung Gottes zu vollenden und eine «neue Erde zu bereiten», die den Fortschritt und das Glück der menschlichen Gesellschaft sicherstellen kann. «Die treibende Kraft für dieses grandiose Abenteuer ist die Kraft der Hoffnung und der Elan des Gemeinschaftsgeistes.»

▷ «Gegen das Böse und den Irrtum kämpfen und in der Lage sein, seine Fehler anzuerkennen und wieder gutzumachen.» Hier betont Elchinger die Verpflichtung, sich zu trainieren «im Kampf gegen die Verletzungen des Lebens.»

▷ «Entdecken, wie Gott in uns arbeitet durch sein sakramentales Eingreifen.» Elchinger weist hier darauf hin, daß die Kirche Möglichkeiten hat, die es den Menschen erlauben, «Wellen des göttlichen Lebens aufzufangen», «die dazu bestimmt sind, unsere Lebensenergie zu intensivieren und immer mehr eine weitreichende Gemeinschaft des Teilens und geschwisterlichen Austausches zu bilden.»

▷ «Sich vorbereiten auf die letzte Bestimmung des Menschen.» Elchinger bemerkt hierzu: «Unsere letzte Verwandlung, die verblüffende Zukunft, die der Erlöser versprochen hat, wird die grenzenlose Entfaltung unserer Persönlichkeiten sein, und zwar in einer von Grund auf neuen Existenzform – ein unverdientes Geschenk Gottes.»

Elchinger sieht in der deutlicheren Herausstellung des Wesentlichen der christlichen Überzeugung eine Verdeutlichung des Glaubens und der Hoffnung in der Welt von heute. Sein Grundanliegen war und ist: «gegen die Verflüchtigung des Glaubens zu kämpfen, gegen die Bedeutungslosigkeit, die Unwirklichkeit, die Jesus Christus in den Augen vieler Menschen eingenommen hat».

Klaus Wittstadt, Würzburg

## Ein Katholizismus, zu dem man sich bekehrt?

Hugo Ball und die Kritik der Moderne

Hugo Ball – einer der «Erfinder» des Dadaismus! Soweit ein biographisches Etikett, das den meisten zur Verfügung steht und das gleichzeitig naturgemäß die Wahrnehmung der bezeichneten Person beschränkt. Diesen Zustand zu ändern und eine differenzierte Kenntnis dieser «Biographie voller unerwarteter Wendungen und Neuorientierungen» zu ermöglichen, unternimmt der von Bernd Wacker herausgegebene Band «Dionysius DADA Areopagita. Hugo Ball und die Kritik der Moderne».<sup>1</sup>

Die «unerwarteten Wendungen und Neuorientierungen» vollziehen sich zwischen Extrempositionen, für die folgende Schlagwörter stehen: «dissertierender Nietzsche-Adept, unpolitischer Bohème-Literat, erklärter Expressionist, besessener Kriegsfreiwilliger (den man nicht nahm...), internationalistischer Anarchist und Kriegsgegner, Dadaist, republikanischer Demokrat, gnostisch orientierter Mystiker und bekennender Katholik».<sup>2</sup>

Hugo Ball (1886–1927) war sowohl für künstlerische als auch religiöse Zeitfragen sensibel und versuchte scheinbar Entferntes unter eigenen Fragestellungen und dem prägenden Eindruck der Katastrophe des Ersten Weltkriegs zusammenzudenken. Seine literarischen, philosophischen und theologischen Antwortversuche, die sich in höchst verschiedenen literarischen

Gattungen manifestieren, überschreiten die Grenzen der etablierten akademischen Disziplinen. Dabei entsteht während der Lektüre der zehn Beiträge des Bandes der Eindruck eines inneren Zusammenhangs, ja einer Art Folgerichtigkeit der Ballschen Werke, die angesichts der disparaten Aktivitäten Balls verblüfft. Neben dem biographisch-historischen Interesse geht es dem Herausgeber um eine «Annäherung an die – nicht erst seit mancherlei *anschwellenden Bocksgesängen* der letzten Jahre – aktuelle Frage [...] was es denn mit Kunst und Literatur, mit Religion und Kirche, mit Askese und «Selbstabschließung», genauer: mit deren bei Ball behauptetem Zusammenhang und dessen Widerstandspotential gegen die «Zeitkrankheit» unserer Tage näherhin auf sich habe».<sup>3</sup>

So ist es tatsächlich ein besonderer Vorzug des Bandes, daß seine Lektüre nicht nur eine vertiefte Ball-Kennntnis vermittelt, sondern durch die ständige Präsenz von literar- und realhistorischen Kontexten ohne psychologisierende Erklärungsmodelle auskommt und angesichts aktueller Debatten Hintergrundstudien bietet, die Eigengewicht haben.<sup>4</sup>

### Die Suche nach einem Dritten

Die kurze dadaistische Lebensphase 1916/17 als Emigrant in Zürich machte Hugo Ball als Akteur im *Cabaret Voltaire* berühmt. Seine *Verse ohne Worte* oder *Lautgedichte*, die die

<sup>3</sup> B. Wacker, Einführung, in: a.a.O., S. 11.

<sup>4</sup> Z.B.: B. Wacker, Ein rabiatier Antisemit? Hugo Balls Sicht des Alten Testaments und des (deutschen) Judentums, in: a.a.O. S. 131–181.

<sup>1</sup> F. Schöningh., Paderborn u.a. 1996, 273 Seiten, S. 8. Der Band geht auf eine Tagung der Katholischen Akademie Rabanus Maurus in Wiesbaden-Naurod vom 16.–18. September 1994 zurück. Zum Thema «Von Dada zur Kirche. Hugo Ball und die Kritik der Moderne» diskutierten Philosophen, Germanisten, Politologen und Theologen.

<sup>2</sup> B. Echte. Hugo Ball – Ein sonderbarer Heiliger? Einleitende Überlegungen zu seinem Leben und Werk, in: a.a.O., S. 13–40, 13.

Sprache auf ihre Laute reduzieren, indem sie sinnfreie Silben aneinanderreihen, wurden zum Synonym für Dada. Dada im *Cabaret Voltaire* wollte Ball nur als «Geste des Protests» gegen kulturelle Sinngebungsversuche in einer aus den Fugen geratenen Welt des Ersten Weltkriegs, nicht als neues künstlerisches Produkt oder einen neuen -ismus verstanden wissen. Entscheidend war die je einzelne Aufführung, das nicht wiederhol- und planbare Ereignis im Zusammenwirken der Akteurinnen und Akteure, das jeweilige Happening. Trotz dieses punktuellen und performativen Selbstverständnisses der Dada-Soireen und trotz aller neuartigen die Sprache atomisierenden Elemente betonten die Autoren des Bandes, daß Ball, seinen tagebuchartigen Zeichnungen *Flucht aus der Zeit*<sup>5</sup> zufolge, von einer Sehnsucht nach Einheit angetrieben gewesen sei. «Der Dadaist (...) glaubt nicht mehr an die Erfassung der Dinge aus einem Punkte, und ist doch noch immer dergestalt von der Verbundenheit aller Wesen, von der Gesamthaftigkeit überzeugt, daß er bis zur Selbstauflösung an den Dissonanzen leidet.»<sup>6</sup> Und «daß die ganze, ringsum ins Nichts zerstäubende Welt als Ergänzung nach der Magie schrie; nach dem Worte als einem Siegel und letzten Kernpunkt des Lebens.»<sup>7</sup> Unter dem Titel «Anarchie und Ritual» interpretiert Hans Burkhard Schlichting die Zusammengehörigkeit von Dekonstruktion der Sprache einerseits und ihrer gewissermaßen transzendenten Performance andererseits.<sup>8</sup> Balls Auftritt als «magischer Bischof» im «Cabaret Voltaire» ist dafür das Schlüsselereignis. Ball hat in seinem Tagebuch festgehalten, daß er am 23. Juni 1916 beim Vortrag seiner «Verse ohne Worte» im kubistischen Bischofskostüm plötzlich nicht mehr anders konnte, als in den Stil des Meßgesangs der katholischen Liturgie zu verfallen. Die avantgardistischen Texte in absolut traditioneller, ritueller Form aufgeführt! Das religiöse Erlebnis jenseits einer im engeren Sinn religiösen Sprache habe Balls Reflexionen eine neue lebensgeschichtliche Richtung gegeben, betonten Echte und Schlichting.<sup>9</sup> Als «verschüttetes Christentum» interpretiert Hans Dieter Zimmermann Tagebucheintragungen mit religiösem Inhalt, die Ball bereits vor seinem Auftritt als «magischer Bischof» notiert habe.<sup>10</sup> Balls Suche galt jenseits des Gegensatzes von Irrationalem und Rationalem einem Dritten. Er kritisierte, daß der Irrationalismus, der für die dadaistischen Ereignisse konstitutiv war, gemeinhin in seiner Natürlichkeit und Ursprünglichkeit überschätzt würde und wie die herrschende Vernunft zeitabhängig sei. Eine dritte Erkenntnismöglichkeit sei nur im «Verlassen und Sichentziehen der Zeit» zu finden. Immer genau hinsehen und kontrollieren, wie man gerade von dieser Zeit sich abzusondern vermag, ohne das Leben, die Schönheit, das Unergründliche aufzugeben.»<sup>11</sup> So fügt Ball für sich persönlich der Erklärung, was Dada denn nun bedeute<sup>12</sup>, eine weitere aus dem Umfeld der Mystik hinzu, daß sich Dada auch mit Dionysius Areopagita (Verfasser mystischer Schriften aus dem 5./6. Jh., Ch.F.) verbinde: «Als mir das Wort «Dada» begegnete, wurde ich zweimal angerufen von Dionysius

<sup>5</sup> Zum Problem «Tagebuch» als autobiographische Quelle für die Beschäftigung mit Balls Werk vgl. J. Schütt, Hugo Balls «Zweites Tagebuch». Ein Hinweis, in: a.a.O. S. 265–273.

<sup>6</sup> H. Ball, *Flucht aus der Zeit*, nach B. Echte a.a.O. S. 27 (Auslassung u. Hervorhebung bei Echte)

<sup>7</sup> H. Ball, *Flucht aus der Zeit*, nach H.D. Zimmermann, Die in die Irre führen. Hugo Balls Kritik der deutschen Intelligenz, in: a.a.O. S. 93–112, S. 98. «Das Wort» im therapeutisch-tiefenpsychologischen Kontext bei H. Ball interpretiert Ansgar Hillach. «Das Wort als ein Gottwesen von unentrinnbarer Wirkung» Hugo Balls Normsetzung gegen die Zeitkrankheit oder: Die Wiedergewinnung des Symbols durch den Logos, in: a.a.O. S.241–263.

<sup>8</sup> H.B. Schlichting, *Anarchie und Ritual*. Hugo Balls Dadaismus, in: a.a.O. S. 41–68.

<sup>9</sup> Vgl. S. 28 und S. 56.

<sup>10</sup> Vgl. H. D. Zimmermann a.a.O. S. 93f.

<sup>11</sup> H. Ball, *Die Flucht aus der Zeit*, nach B. Echte a.a.O. S. 29.

<sup>12</sup> «Dada heißt im Rumänischen Ja, Ja, im Französischen Hotto- und Steckenpferd. Für Deutsche ist es ein Signum alberner Naivität und zeugungsfroher Verbundenheit mit dem Kinderwagen.» H. Ball, *Die Flucht aus der Zeit*, nach K. Flasch, Von der «Kritik der deutschen Intelligenz» zu Dionysius Areopagita, in: a.a.O. S. 113–130, 114.

D.A.–D.A.»<sup>13</sup> Daß «die Moderne in Literatur, Kunst und Philosophie zu Beginn unseres Jahrhunderts im Spannungsfeld von Rationalität und Mystik entstanden ist» und Hugo Ball sich in exemplarischer Weise dieser Spannung ausgesetzt habe, bilanziert Zimmermann.<sup>14</sup>

### Kritik der Moderne

Im Anschluß an die Zürcher Dada-Phase war Ball zwischen 1917 und 1919 in Bern Redaktor der «Freien Zeitung». Hier lernte er *Ernst Bloch* kennen, der dort ebenfalls als politischer Journalist tätig war. Bloch und Ball tauschten sich über die tagespolitischen Notwendigkeiten der Zeitungsarbeit hinaus wohl auch über ihre eigenen Themen aus. Dabei gilt als sicher, daß Ball Bloch auf Thomas Münzer aufmerksam gemacht hat.<sup>15</sup> Während der Berner Zeit machte Ball auch die Bekanntschaft *Walter Benjamins*. 1919 erschien Balls Streitschrift «Zur Kritik der deutschen Intelligenz», in der er (unmittelbar nach Kriegsende!) ein umfassendes Eingeständnis der deutschen Kriegsschuld am Ersten Weltkrieg und eine grundlegende Revision deutscher Traditionen forderte.<sup>16</sup> Als größtes historisches Verhängnis der deutschen Geschichte begreift Ball Luther und die Reformation. Die Loslösung des Staates von der Kirche habe durch den Protestantismus den preußischen Nationalismus hervorgebracht, der in den Krieg geführt habe.<sup>17</sup> «Luther und der Protestantismus haben Deutschland isoliert; Luther hat Deutschland von Rom und der romanischen Welt abgetrennt; er steht am Anfang der deutschen «Ideologie egozentrischer Selbstüberhebung.»<sup>18</sup> «Ball leitet, als Gegenbewegung zur Reformation und den Folgen eine anarchistische Ideengeschichte von mittelalterlichen

<sup>13</sup> Ebd.

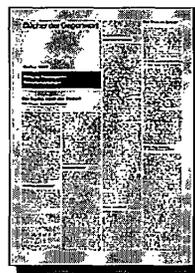
<sup>14</sup> H.D. Zimmermann a.a.O. S. 97.

<sup>15</sup> Vgl. Ch. Kambas, Ball, Bloch und Benjamin. Die Jahre bei der «Freien Zeitung», in: a.a.O. S. 69–91, 73.

<sup>16</sup> Vgl. H.B. Schlichting, *Polemische Wirrnisse*, in: FAZ v. 5.10. 1994

<sup>17</sup> So krude die Details dieses Antiprotestantismus heute wirken, so kann man ihn wohl auch als Spiegel des katholischen (Zerr-)Bildes der Reformation ansehen. Eine katholische Lutherforschung, die den Namen verdient, und die «Gegenseite» nicht nur dämonisierte, begann ja erst im Laufe der 20er Jahre zu entstehen. Vgl. J. Brosseder, Luther im Urteil der gegenwärtigen katholischen Theologie, in: Luther 83. Mitteilungen aus dem Lutherjahr 1983 in Niedersachsen, hrsg. v. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Heft 2, Wolfenbüttel 1983, S. 3–6.

<sup>18</sup> H. Ball, *Zur Kritik der deutschen Intelligenz*, nach: K. Flasch, a.a.O. S. 119.



### Bücher der Gegenwart

Die katholische Wochenzeitschrift «Christ in der Gegenwart» veröffentlicht zweimal im Jahr einen vielbeachteten Sonderdruck «**Bücher der Gegenwart**» mit Rezensionen der wichtigsten Neuerscheinungen aus dem religiös-theologischen Bereich.

**Kostenloser  
Sonderdruck  
aus «Christ in  
der Gegenwart»**

Sie können die aktuelle  
Herbst-Ausgabe  
von «Bücher der  
Gegenwart» jetzt **kostenlos**  
anfordern.

**Gratis!**

CH: Herder AG Basel, Postfach, 4133 Pratteln 1  
D: Verlag Herder, Zeitschriften, 79080 Freiburg

Mystikern und Thomas Münzer her.»<sup>19</sup> Mit Luther verurteilt er die protestantischen Philosophen Kant und Hegel sowie Marx und schließlich Bismarck, die alle auf ihr Weise für das Desaster des Krieges verantwortlich seien. Den Genannten stellt er als Alternativfiguren Thomas Münzer, Franz von Baader und Wilhelm Weitling gegenüber: «es sind die großen Mystiker, die Ball anziehen, die eine innere Wandlung des Menschen predigen.»<sup>20</sup> Als zeitgenössische Reaktion auf die Polemik schrieb *Gershom Scholem*: «Gegen Ende des Winters gab mir Benjamin ein dickes, ein leidenschaftliches Pamphlet *«Zur Kritik der deutschen Intelligenz»* zu lesen, das uns beiden teilweise ebenso sehr durch die Scharfsicht des Hasses darin imponierte, wie es uns in anderen Teilen, wie etwa in den maßlosen Ausfällen gegen Kant, nur ein Kopfschütteln übrig ließ.»<sup>21</sup> Kurt Flasch urteilt im historischen Rückblick: «ein schwer zu verteidigendes Buch [...] Es teilt mit Spengler und Bloch, mit Heidegger und Carl Schmitt die Manier globaler geistesgeschichtlicher Etikettierungen, und um es gerecht zu beurteilen, muß man es lesen neben den philosophisch-geistesgeschichtlichen Kriegsschriften von Max Scheler, Werner Sombart und Thomas Mann, die es an Verantwortlichkeit, Scharfblick und Erudition immer noch unendlich übertrifft.»<sup>22</sup>

Was das Verhältnis von Kirche und Staat angeht, das in *«Kritik der deutschen Intelligenz»* und in *«Byzantinisches Christentum»* eine Rolle spielt, gibt es für einen Augenblick Anklänge an das Denken von *Carl Schmitt*. Ball veröffentlichte 1924 in der Zeitschrift *Hochland* einen Aufsatz über *«Carl Schmitts Politische Theologie»*, der seine Auseinandersetzung mit Schmitt dokumentiert. Er machte 1924 Schmitts persönliche Bekanntschaft und stand 1924/25 in Briefwechsel mit ihm. Dieser Briefwechsel ist hier erstmals publiziert. (S.213–239) Bernd Wacker hat ihn zusammengestellt und eingeleitet.<sup>23</sup> Nicht nur den *«Originalton»* der Zeit vermitteln diese Seiten, sondern bezeugen auch Balls Enttäuschung über das unerwartet berechnende Verhalten Schmitts, der einen seiner Schüler, *Waldemar Gurian*, vorschickte, Balls *«Die Folgen der Reformation»*, eine Neubearbeitung von *«Zur Kritik der deutschen Intelligenz»*, vernichtend zu rezensieren.

<sup>19</sup> Ch. Kambas a.a.O. S. 75.

<sup>20</sup> H.D. Zimmermann a.a.O. S. 100.

<sup>21</sup> Nach Ch. Kambas, a.a.O. S. 86.

<sup>22</sup> K. Flasch a.a.O. S. 122.

<sup>23</sup> B. Wacker, Vor einigen Jahren kam einmal ein Professor aus Bonn ... Der Briefwechsel Carl Schmitt/Hugo Ball, in: a.a.O. S. 207–239.

## ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

### Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich  
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83  
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,  
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-  
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert  
Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 1997:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 51.- / Studierende Fr. 35.-  
Deutschland: DM 58.- / Studierende DM 40.-  
Österreich: öS 430.- / Studierende öS 300.-  
Übrige Länder: sFr. 47.- zuzüglich Versandkosten  
Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700  
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,  
Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),  
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

### Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.  
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung  
nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

## Flucht aus der Zeit

Ausgehend von der aktuellen Situation auf dem Buchmarkt, daß es die *«Kritik der deutschen Intelligenz»* nur in um antijüdische Passagen *«bereinigter»* Textgestalt gibt, dokumentiert Bernd Wacker die ausgelassenen Stellen in einem *«Anhang»* zu seinem umfangreichen Beitrag *«Ein rabiatier Antisemit? Hugo Balls Sicht des Alten Testaments und des (deutschen) Judentums.»*<sup>24</sup> Wacker vergleicht tagespolitische Äußerungen Balls aus seiner Zeit bei der *«Freien Zeitung»* mit solchen in *«Zur Kritik der deutschen Intelligenz»* und weiteren in der 1924 erschienenen Überarbeitung der *«Kritik»* mit dem Titel *«Die Folgen der Reformation»*. So wird philologisch exakt und historisch weiträumig recherchiert, ein Panorama unterschiedlich gewichtiger Aussagen pro und contra Judentum erhellt, die ein pauschaler Antisemitismusvorwurf nicht treffe. Fazit: *«Hugo Balls Weg aus der vorurteilsbeladenen Atmosphäre seiner religiösen Erziehung über den nietzscheanisch inspirierten und bakuninistisch begründeten Antisemitismus der Weltkriegsjahre zum reflektierten katholischen Antijudaismus/Antisemitismus seiner letzten Lebensjahre führte durch das Land der Gobineau und Treitschke, nicht der Streicher und Rosenberg, der Hitler, Himmler und ihrer Eichmanns. Deutschlands Unglück waren seiner Überzeugung nach auch, aber nie allein und ausschließlich, nie «von Natur aus» und auch nicht durchgängig «die» Juden.»*<sup>25</sup>

Bleibt also die Frage nach der Art der *«religiösen Bekehrung»* Hugo Balls, über die sein 1923 erschienen Buch *«Byzantinisches Christentum»* Aufschluß geben kann. Ball hat sich hier mit Johannes Climacus (Mönch auf dem Sinai 6./7. Jh., Ch.F.), Simon Stylites (5. Jh.) und Dionysius Areopagita beschäftigt. Die Wüstenheiligen als Alternative zu den Heroen des Deutschtums am Ende des Ersten Weltkriegs, interpretiert Flasch Balls Projekt.<sup>26</sup> Zunächst scheint die bewunderte asketische Lebensweise eine ganz lebenspraktische positive Annahme der ungesicherten und beschränkten eigenen Lebensumstände gewesen zu sein. Und monchischer Asketismus als Deutemuster des eigenen Überdresses am Leben und der Zeit. Thomas Ruster skizziert *«Byzantinisches Christentum»* als Ausdruck von Balls persönlicher Frömmigkeit; theologisch kritisiert er u.a. das hierarchische Kirchen- und Weltverständnis, das Ball von der Lektüre des Dionysius Areopagita ableitet und die *«Bibel- und Jesusferne»*.<sup>27</sup> Im Kontext des Weimarer Katholizismus erscheint Balls Werk hinsichtlich des ausgeprägten Hierarchiedenkens einerseits ganz *«im Trend der Zeit»*, andererseits gibt es keine Antwort auf das drängende Problem der Theologen, wie man Christentum und Kultur, Katholizismus und Moderne verbinden könnte. Asketisch motivierte Weltflucht könne nur als Balls persönliche Problemlösung gelten.

Interessant bleibt am Ende nach wie vor<sup>28</sup> die Frage nach der Motivation der vom Expressionismus geprägten Intellektuellen, die sich dem Katholizismus zugewandt haben, wie außer H. Ball, etwa A. Döblin oder R.J. Sorge. Parallele Formulierungen, die die Gestalt einer noch zu verwirklichenden Kirche betreffen, gibt es bei A. Döblin und H. Ball. In Balls *«Kritik der deutschen Intelligenz»* heißt es: *«Wir glauben nicht an eine sichtbare Kirche, aber an eine unsichtbare... oder auch eine demokratische Kirche der Intelligenz.»*<sup>29</sup> Wie interpretations- und kontextbedürftig solche Formulierungen sind, zeigen die Beiträge des besprochenen Bandes.

Christine Funk, Bonn

<sup>24</sup> In: a.a.O. S. 131–181.

<sup>25</sup> B. Wacker, a.a.O. S. 168 (Hervorhebungen dort).

<sup>26</sup> Vgl. K. Flasch, a.a.O. S. 125.

<sup>27</sup> Th. Ruster, Hugo Balls *«Byzantinisches Christentum»* und der Weimarer Katholizismus, in: a.a.O. S. 183–206, S. 197.

<sup>28</sup> Vgl. B. Wacker, Einführung a.a.O. S. 12.

<sup>29</sup> H. Ball, *Kritik der deutschen Intelligenz*, nach K. Flasch a.a.O. S. 121. Als Anhaltspunkt zu Döblin vgl. T. Casey, *Alttestamentliche Motive in Döblins Berlin Alexanderplatz: Die Rezeption des Romans und der Streit um sein Schlußbild*, in: *Paradeigmata. Literarische Typologie des Alten Testaments*, 2. Teil, hrsg. v. F. Link, Berlin 1989, S. 527–541, S. 528.